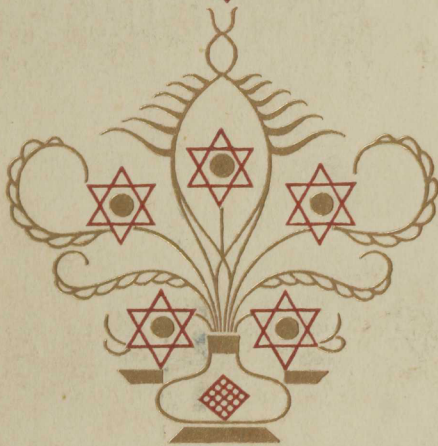


Monika Zunnius



Baltische Frauen  
von einem Stamm

# Baltische Frauen von einem Stamm

Von Monika Sunnius

Erstes bis zehntes Tausend

1930

---

Eugen Salzer Verlag Heilbronn

Copyright 1930 by Eugen Salzer in Heilbronn  
Einbandentwurf: Vorspann, Heilbronn  
Druck: Chr. Scheufele, Stuttgart

Marys Töchtern gewidmet

## Großmama Kühn

In alten Zeiten spielten in meiner Heimat die »Wahlverwandtschaften« eine große Rolle. Es kam vor, daß Familien ohne einen Tropfen gemeinsamen Blutes durch Generationen in Freundschaft miteinander verbunden waren. Man erbte diese Freundschaft, es war Tradition, daß man zusammenhielt. Man sagte Großvater und Großmutter, Onkel und Tante zu den Freunden der Großeltern und Eltern, dutzte sich gleich beim ersten Sehen, und die jüngeren Generationen fühlten eine Art Verpflichtung, einander nahe zu kommen. Oft stimmte es bei näherer Bekanntschaft — oft nicht.

Ich will von den Frauen einer wahlverwandten Familie erzählen, mit der unsre Familie durch sechs Generationen verbunden ist, mit der wir getreulich Freude und Leid, Glück und Unglück geteilt haben.

Sie waren alle hochstehende Frauen, Führernaturen, dabei fein und zart, ver-

geistigt und voll großer Lieblichkeit, ja Schönheit, der Schmuck ihrer Häuser und der Stolz ihrer Männer, von denen sie unendlich geliebt wurden. Einige von ihnen haben unaussprechlichen Reichtum in mein Leben gebracht, das ich mir ohne sie und ihren Einfluß gar nicht denken kann. Eins verstanden sie alle, zu lieben und Treue zu halten.

Mutter kommt nach Hause und ruft, bevor sie ihre Sachen abgelegt hat:

»Kinder, ich habe eine große Freude: Großmama Kühn kommt auf acht Tage nach Riga! Sie wird bei Onkel Johannes leben, und es wird eine reiche Zeit für uns alle werden. Wie freue ich mich!«

»Wann kommt sie, wann kommt sie?« rufen wir, Mutter umringend.

»In den Weihnachtsferien, ungefähr nach vierzehn Tagen.«

Mutter ist ganz beschwingt und erzählt uns immerfort von Großmama Kühn, an der sie seit jungen Jahren mit dankbarer Liebe hängt. Sie nannte sie immer nur »meine mütterliche Freundin«. Großmama

Kühn gehörte der zweiten Generation der wahlverwandten Familie an, schon ihre Eltern waren mit meinen Großeltern befreundet gewesen.

Der Tisch nach dem Abendessen ist abgeräumt, wir sitzen mit unsrer Arbeit um unsre Mutter. Sie läßt ihre fleißigen Nadeln nicht ruhen, und wir horchen auf die liebe, dunkle Stimme, die so lebensvoll erzählt.

»Ich kannte Großmama Kühn schon seit meinen Kinderjahren, denn sie und ihr Mann gehörten zu unsren Hausfreunden, und mit ihren Kindern hielten wir gute Kameradschaft. Als ich ungefähr fünfzehn Jahre alt war, trat sie zum erstenmal persönlich in mein Leben. Es war kein ganz leichter Anfang für mich, aber er war segensreich. Ich war ein aufgeregtes und phantastisches Ding und steigerte mich gern. Eure Großmutter war gemütskrank, und so war ich fast ganz mir selbst überlassen. Mit einem Auftrag meines Vaters war ich zu Kühns gegangen. Unterwegs, dicht vor ihrer Haustür, fiel plötzlich eine Frau in epileptischen Krämpfen dicht vor mir zu Boden. Ich er-

schrak namenlos und stürzte ins Zimmer, wo Großmama Kühn mit ihrem Mann und ihren Kindern beim Kaffee saß. In wilder Erregung erzählte ich den Vorfall, machte nach, wie die Kranke um sich geschlagen, und konnte mir gar nicht genug tun in der Schilderung meiner Aufregung darüber. Da erhob sich Großmama Kühn, ruhig und streng trat sie auf mich zu und gab mir eine Ohrfeige. Als ich sie blaß und sprachlos ansah, sagte sie:

„So betrügt man sich nicht beim Unglück eines Menschen. Hüte dich vor Zügellosigkeit und Übertreibung, und wenn die Versuchung dazu über dich kommt, denke an mich und an diese Ohrfeige.“

Von da an ist sie meine mütterliche Freundin geworden, und ich hing mit meinem ganzen Herzen an ihr. Sie hat mir viel geholfen, und ich will, daß ihr ihr mit Vertrauen, Liebe und Ehrfurcht entgegenkommt. Namentlich du, Monika, kannst viel von ihr lernen, und ich hoffe, daß du ihr dankbar begegnest für das, was sie mir gewesen ist.«

Ich warf meine Lippen auf, wie ich es gerne tat, wenn ein Widerspruch sich in mir regte, und der war sofort da, als ich von der Ohrfeige hörte. Es war wohl sehr großartig, wie Mutter sich zu ihr gestellt hatte, aber — ehrlich gesagt — mißfiel mir Großmama Kühn unbeschreiblich. Ein schlechter Anfang für mich und meine Stellung zu ihr.

Das Weihnachtsfest war vorüber, ein reges Leben begann im Hause von Onkel Johannes. Das schönste Zimmer wurde für Großmama Kühn eingerichtet, und alles wetteiferte, es ihr so behaglich wie möglich zu machen. Der beste Teppich wurde auf den Fußboden gebreitet, Tante Adele gab ihr eigenes Bett her, Bilder wurden an die Wände gehängt, eine seidene Decke und die weichsten Lehnstühle geopfert. Ich war dabei, half kramen und einrichten, hörte Tante Adelens schwärmerische Schilderungen, sah ein frohes Leuchten in Onkel Johannes' ernstern Augen und fragte meine Kusine Linnaea vertraulich, ob sie sich wirklich freue. Sie sah mich aus ihren sanften Augen mit erstaunten Blicken an.

»Wie kannst du nur so etwas fragen? Mama sagt, es ist ein Segen, wo Großmama Kühn hinkommt, und ein Glück für unser Haus. Wir sollen alle mit dem größten Vertrauen zu ihr kommen, mit unsren Sorgen und Ängsten und unsren Sünden und Geheimnissen.«

»Wirst du es tun?« fragte ich voller Entsetzen.

Linnaea war immer die Bessere von uns beiden.

»Aber gewiß doch«, sagte sie, »wenn sie mir hilft.«

Ich hatte ihr die Ohrfeigengeschichte schon anvertraut, sie schien ihr weiter keinen Eindruck zu machen.

»Deine Mutter sagte doch, daß sie ihr damit so sehr geholfen hat«, meinte sie erstaunt. »Und Großmama Kühn ist eine herrliche Frau«, schloß sie begeistert, »das sagen alle!«

Ich fühlte, ich war allein.

Und nun war der große Tag angebrochen, Großmama Kühn war da. Die einzige, die die Begeisterung für sie nicht in

dem Maße teilte wie die anderen, war Tante Sritzchen.

»Sie will immer, daß man sich ausspricht«, sagte sie mir einmal. »Nun, du wirst es ja erleben, betrag dich nur anständig!«

Einer nach dem andern aus der Familie wurde zu ihr bestellt, wir sollten »kennengelernt werden«. Der Tag, an dem ich an die Reihe kam, war angebrochen. Übermütig lustig nach außen, war ich doch unsagbar scheu und verschlossen. Und nun sollte ich dieser vollständig Fremden mein Herz ausschütten! Ich vertraute mein Elend meinen Vettern an, meinen Freunden in allen Bedrängnissen, aber sie waren erbarmungslos.

»Wenn sie dir nur nicht eine Ohrfeige gibt!« sagten sie.

Mit ernstern Ermahnungen von Mutter entlassen, pilgerte ich in die Stadt zur »Seeleinstunde«, wie meine Vettern mir respektlos zuflüsterten. Musste ich ihr wirklich alles sagen, was ich auf dem Gewissen hatte, das nicht ganz rein war?

Ich hatte einen Haß auf jemand, und diesen Haß hatte ich außer Linnaea noch

niemand anvertraut. Er galt einer nicht mehr ganz jungen Lehrerin, die sich an meine Mutter geschlossen hatte, »gefrallt«, sagte ich. Sie kam fast täglich zu uns, zu jeder Stunde, störte unser Familienleben und nahm meine Mutter atemlos in Anspruch. Ich mochte sie nicht, denn ich hatte das instinktive Gefühl, daß sie unaufrichtig war, und ich fand, daß meine Mutter zu viel Zeit und Interesse für sie opferte.

»Sie ist mutterlos, und ich muß ihr helfen«, sagte Mutter, »sonst geht sie in die Irre.«

Ich aber suchte auf jede Weise, ihr unser Haus zu verleiden, sie zu plagen und ihr Fallstricke zu legen. Ganz besonders unwürdig schien mir ihr Werben um meine Gunst, das machte sie mir noch verhaßter. Einmal hatte sie mir ein goldenes Kinglein mit einem roten Stein geschenkt, ich aber hatte es — kurz ehe sie uns verließ — auf die Stufen unserer Treppe gelegt, damit sie es finden und sehen mußte, was ich von ihren Geschenken hielt. Als ich später nachschaute, war der Ring verschwunden, sie hatte ihn wohl mit sich genommen.

Von dieser Sache, die mir wie ein Verbrechen auf der Seele brannte, hatte ich niemand erzählt. Müßte ich sie am Ende Großmama Kühn beichten? Die widerstreitendsten Gefühle rangen in meiner Seele, als ich vor ihrer Thür stand. Ich öffnete und trat ein. Eine schöne alte Frau mit klugem, schmalem Gesicht, mit grauem Haar und einer weißen Spitzenhaube mit lila Seidenbändern, die ihr nach damaliger Mode über die Schultern fielen, saß in einem Lehnstuhl und las. Sie streckte mir die Arme entgegen und begrüßte mich auf das liebevollste. Ich mußte mich auf ein niedriges Stühlchen zu ihren Füßen setzen. Verzweifelt zog ich mein Taschentuch hervor und drehte es heimlich zwischen meinen Fingern. Ich sah sofort auf ihre Hände, die einst meine Mutter gezüchtigt hatten; wunderschön und edel geformt lagen sie jetzt friedlich in ihrem Schoß. Liebevoll erzählte sie von meiner Mutter, wie sie sie in meinem Alter gekannt hatte, und mein Herz erwärmte sich ein wenig. Da aber kam's!

»Deine Mutter hat immer das größte Zutrauen zu mir gehabt«, sagte sie, »ich wollte,

du hättest es auch. Sieh mir in die Augen und zeig mir dein Herz!«

Damit hatte sie es verspielt. Ich sagte, ich hätte nichts zu erzählen. Großmamas Stimme wurde ernst und bekam einen scharfen Ton.

»Deine Mutter klagte über dich, daß du sehr trotzig bist und daß es schwer ist, mit dir auszukommen. Du bist oft sehr unfreundlich, kämpfst du auch dagegen?«

»Ich bin nur unfreundlich, wenn man mich ärgert«, sagte ich kleinlaut, »wenn man Dinge von mir verlangt, die ich nicht geben kann.«

»Ich sehe es, daß du ein schweres Kind bist«, sagte Großmama, »deine Mutter war wärmer und weicher«.

Ich dachte an die Ohrfeige, und mein Herz verhärtete sich noch mehr.

»Du bist unfreundlich gegen jemand«, sagte Großmama und ihre Stimme klang wie ein Messer, »gegen einen jungen Menschen, der bei deiner Mutter Schutz und Hilfe sucht. Du bist wohl eifersüchtig.«

Ich sah ganz erstaunt zu Großmama empor, das war mir nie eingefallen.

»Was hast du gegen den jungen Menschen, der Anschluß an euer Haus sucht?«

»Sie ist sentimental und unaufrichtig«, sagte ich, und dann sprudelte ich plötzlich die Geschichte mit dem Ring heraus. Großmama war ganz still und erschrocken.

»Du bist ein hartes Ding«, sagte sie, »es wird dauern, bis dein Herz erweicht ist. Du mußt beten, daß du die junge Freundin deiner Mutter lieb gewinnst.«

»Ich will sie gar nicht lieben«, sagte ich. Großmama Kühn war ratlos. So war man ihr, glaube ich, selten begegnet. Dabei hatte ich eine furchtbare Angst vor ihr, aber etwas Trotziges sprach ungeachtet der Angst aus mir.

»Wenn ich sie nun nicht ausstehen kann und doch freundlich zu ihr bin, bin ich falsch, ich muß doch ehrlich sein«, fing ich an, mich zu entschuldigen.

Großmama seufzte tief, nahm ein kleines Buch, das neben ihr lag und in das Gedichte geschrieben waren, und las mir ein Gedicht vor, das mir gar nicht gefiel und das von der Liebe zu Gott und zum Nächsten handelte,

von dem tiefen Frieden, den ein Herz voll Liebe hat. Ich sah aus dem Fenster und dachte:

»Schade, daß es so hoch ist, sonst würde ich hinauspringen und davonlaufen!«

Seufzend nahm Großmama meine Hand, strich mir über das Haar und sagte:

»Du bist sehr anders, als deine Mutter war. Du mußt öfter wiederkommen, daß ich den Weg zu deinem Herzen finde.«

Ich dachte in meinem Sinn:

»Das wäre ja gar nicht so nötig«, aber Großmama sprach weiter:

»Alle vertrauen sie mir, alle kommen mit ihren Sorgen und Ängsten zu mir, nur du verschließt mir dein Herz. Versprich mir, daß du gegen den Haß in deinem Herzen kämpfst!«

Ich schüttelte den Kopf.

»Das kann ich nicht!«

»Versuche wenigstens, freundlich gegen sie zu sein«, und sie sprach lange darüber, wie schön es wäre, wenn man sich überwinden könne, und was für ein Frieden dann ins Herz käme.

Ich hob den Kopf und sah sie an.

»Bei mir ist es gerade umgekehrt«, sagte ich, »wenn ich allen Ärger ausgesprochen habe, dann ist es mir leichter. Wenn ich aber alles Säßliche und Böse hinunterschlucke, ist es, als müßte ich daran ersticken!«

Zu meinem Erstaunen sagte Großmama nichts weiter dazu, reichte mir die Hand zum Kuß, und ich war entlassen. Die Vettern hatten sich im Zimmer nebenan aufgehhalten, damit ich ihnen nicht entging.

»Du hast gut gekriegt«, sagten sie, »bist ja ganz rot und erhitzt! Wann ist die nächste Seelenstunde?«

Ich antwortete nichts, zog stumm meinen Mantel an und ging eilig heim.

Ich war noch einige Male im Familienkreise mit Großmama Kühn zusammen und fühlte mich immer unbehaglich dabei. Ich empfand, wie flug und geistreich sie war, wie sie den ganzen Kreis beherrschte und das Gespräch nach ihrem Willen leitete und wie sich sogar meine Mutter ihr beugte. Aber ich sah auch den Kult, der mit ihr getrieben wurde, und lehnte mich innerlich gegen ihn auf. Ich beobachtete sie unausgesetzt, bewunderte die

vornehme Haltung, das Kluge, edle Gesicht, die große Würde, die sie umgab. Aber so gütig sie auch gegen mich war, es gab für mich keine Freiheit in ihrer Nähe, sie erregte Opposition in mir und machte mich scheu.

Als sie wieder heimgefahren war, schrieb sie mir und forderte mich auf, mich schriftlich gegen sie auszusprechen, aber auch das konnte ich nicht. Sie gab mich schließlich auf, nicht ohne mir ein wenig hart auszusprechen, daß ich eine schmerzliche Erfahrung in ihrem Leben sei und daß sie es gar nicht verwinden könne, daß die Tochter ihrer geliebten Jenny sich so zu ihr gestellt hätte, wie ich es tat. Ich weiß nicht, was ich ihr auf diesen Brief antwortete, jedenfalls nichts, was ihr Freude machen konnte. Es waren verschiedene Zeiten, die sich in uns beiden berührten, und so fanden wir nicht den Weg zueinander.

## Tante Luise

Ich habe in unsrem kleinen Wohnzimmer das Fenster geöffnet und schaue sehnsüchtig auf die StraÙe hinab, ob Tante Luise nicht zu sehen ist. Sie ist aus ihrem Pastorat vom Lande auf einige Zeit nach Riga gekommen und soll heute unser Mittagsgast sein. Sie ist Großmama Kühns Tochter, und wir sind sehr gespannt, sie kennen zu lernen. Sie ist jünger als Mutter, aber sie sind von ihren Jugendjahren her innig miteinander befreundet, und Mutter hat uns so begeistert von ihr erzählt, daß sie uns wie eine lichtumflossene Märchengestalt erscheint.

Um ein Uhr hat sie versprochen da zu sein, aber die Uhr ist mittlerweile halb zwei geworden, und von Tante Luise ist noch keine Spur zu sehen. Wir sind hungrig, Mutter ein wenig ungeduldig, und unser altes Dörchen in der Küche brummt.

»Man kann nicht erwarten, daß das

Essen gut ist, wenn man sich so verspätet«, wagt sie zu sagen.

Ich schliesse das Fenster, denn strassauf, strassab ist nichts von Tante Luise zu sehen und setze mich zu Schwester Elisabeth. Seufzend nehme ich eine Handarbeit vor, um meinen Hunger zu betäuben.

»Können wir nicht wenigstens ein Butterbrot essen, bevor sie kommt?« frage ich Mutter.

»Unsinn«, ist deren Antwort, »ihr werdet euch euren Appetit verderben, sie muß ja jeden Augenblick da sein«.

Aber die Uhr schlägt zwei, sie ist noch immer nicht erschienen.

»Bis halb drei warten wir«, sagt Mutter, dann müssen wir essen, es muß ihr etwas zugestoßen sein.«

Die Uhr schlägt halb drei, und von Tante Luise ist noch immer keine Spur zu sehen. Wir setzen uns seufzend um den festlich gedeckten Tisch und sind ein wenig einsilbig, weil wir enttäuscht sind. Der Tisch wird abgeräumt, und wir machen uns an unsre Schulaufgaben. Die Kaffeestunde kommt

heran, da wird geklingelt, und fröhlich, als ob nichts geschehen sei, steht eine schlanke, anmutige Gestalt in der Thür. Mutter eilt ihr mit einem Jubelruf entgegen.

Das also ist Tante Luise! Eine mädchenhafte, jugendliche Erscheinung von einer merkwürdigen Selligkeit, mit zartem, schmalem Gesicht, holdselig, vergeistigt! Sie hat den Mantel abgenommen, den komischen, kleinen Hut mit einem ganz altmodischen Schleier abgelegt, zieht langsam ihre Handschuhe von den wunderschönen, feinen Händen und läßt sich im Triumph ins Zimmer führen. Es war etwas wie ein Siegeszug, wie sie, von uns allen gefolgt, leichten Schrittes zum Sofa ging und sich darauf niederließ.

»Hast du schon Mittag gegessen?« fragt Mutter scherzend.

»Nein«, sagt sie fröhlich, »du hast mich ja eingeladen!«

Sie lacht so hell, daß es wie ein Silberglöckchen klingt.

»Du mußt nicht böse sein«, sagt Mutter, die sich als gastegewohnte Pastorenfrau nicht leicht aus der Fassung bringen läßt, »aber

es wird eine Weile dauern, bis das Mittagessen gewärmt ist. Du wolltest ja um ein Uhr kommen, und jetzt ist die Uhr halb fünf«.

Sie lacht wieder und lehnt sich anmutig in die Kissen des Sofas.

»Ja, siehst du«, sagt sie fröhlich, »ich wollte auch ganz präzise da sein, aber unterwegs sah ich eine Anzeige, daß Singhalesen im Wöhrmannschen Park ihre Zelte aufgeschlagen hätten. Da dachte ich, daß meine kleine Tochter, die in der Stadt bei Verwandten ist, glücklich sein würde, mit ihrer Kusine diese Singhalesen zu sehen. Ich holte sie ab, und wir haben sehr amüsante Stunden verlebt. Bis ich das Kind zurückbrachte und mich ein wenig ausruhte, wurde es so spät.«

Staunend hörte ich ihr zu und sah das liebliche, lächelnde Gesicht und den feinen Mund, der so selbstverständlich alles dieses vorbrachte. So schelmisch sah sie dabei aus, daß man gar nicht wußte, ob sie wirklich so unschuldig war, wie sie tat, oder ob alles nur Schelmerei war, um Mütter zu entwaffnen. Die war schon in die Küche geeilt, der Herd

wurde geheizt, der Tisch gedeckt. Bald stand das Mittagessen darauf, und Tante Luise erzählte von den Singhalesen und ihren Kindern und von der Freude ihres kleinen Mädchens, und alles war so poetisch, so lustig, so amüſant, wie ich noch kaum jemand erzählen gehört hatte. Sie hatte wirklich etwas von einer Märchenprinzessin trotz ihrer unendlich schlichten Kleidung, die aus einem ziemlich vertragenen und ungeschickt gemachten Kleide bestand. Aber um den feinen Hals lag ein schöner Spitzenkragen, aus dem sich das Köpfchen wie eine Blüte erhob. Das blonde Haar war von einer altmodischen Haube bedeckt, unter der es in lichten Locken hervorquoll.

Die Stunden, die sie bei uns war, flogen vorbei. Witzig und geistreich, voller Poesie, konnte sie so innige Töne anschlagen, daß es einem ans Herz griff, obschon über ihrem ganzen Wesen eine leise Kühle lag. Sie hatte etwas so selbstverständlich Verwöhntes.

Meine Mutter und sie waren sehr verschieden, ein Gespräch über die Ehe charakterisierte sie beide, und so jung ich damals

war, hat es sich mir unauslöschlich eingepägt, namentlich der Schluß. Tante Luise sagte:

»Nein, eine Ehefrau, darf nie grobe Arbeiten tun, sie bekommt harte Hände davon. Wer sollte dann ihrem Mann die Sorgenfalten aus der Stirn streichen? Das muß eine weiche Hand tun und keine harte, verarbeitete.«

Meine Mutter erwiderte: »Aber wenn die Hand einer Frau arbeitshart ist, gibt es vielleicht gar nicht Sorgenfalten auf der Stirn ihres Mannes.«

Ich höre noch das helle, mädchenhafte Lachen, das Tante Luisens einzige Antwort war.

Zuletzt setzte sie sich an unsern alten, lieben Flügel und spielte Schumann und Mendelssohns »Lieder ohne Worte« mit einer anmutigen Schönheit, durch die ein seltsam fühler Hauch wehte. Ich habe sein »Frühlingslied« nie wieder so spielen gehört wie von ihr. Und dann sang meine Mutter Lieder von Robert Franz, Lieder aus ihrer Jugendzeit, von denen eins »Schattenküsse«

hieß, das mich immer zu Tränen rührte. Tante Luise begleitete, die feinen, schönen Hände schwebten wie Vögel über die weißen Tasten.

Und dann ging sie fort. Es war ein wunderschöner Abend für uns alle gewesen, und es schien, als sei eine große Flut von Licht, Selligkeit und Freude nach ihrem Fortgehen bei uns zurückgeblieben. Es war wie Sonntag, wir waren alle wie berauscht von ihr, nur das alte Dorchen in der Küche war unberührt von diesem Taumel.

»Das ist keine Pastorin«, sagte sie ärgerlich, sie konnte ihr die Verspätung zum Mittagessen nicht vergeben.

---

Jahre waren vergangen. Ich hatte mich unterdessen mit Tante Luisens ältester Tochter Mary innig befreundet und ihr versprochen, sie auf einige Wochen im Postorat ihrer Eltern zu besuchen, wo auch Großmama Kühn lebte.

Es war im September, als ich mich auf die Reise machte. Eine lange Wagenfahrt

lag hinter mir, und ich näherte mich dem Pastorat, das seiner schönen Lage wegen berühmt war. Ich war so an die flachen Felder und Wiesen Estlands gewöhnt, daß mein Auge sich gar nicht satt sehen konnte an der Gegend, durch die ich fuhr. Es war das schönste Stück Livlands, Berg und Tal gab es da, Hügelketten, die von Baumgruppen gekrönt waren, weite, wunderbare Fernblicke, Felder und viele kleine Seen, in denen sich der klare Herbsthimmel spiegelte. Durch goldene Birken- und dunkle Tannenwälder ging die Fahrt, vorbei an stolzen Gutshäusern und behaglichen, kleinen Bauerngesinden, in deren Gärten Sonnenblumen und Herbstgeranien in leuchtender Pracht blühten. Die Luft war so durchsichtig, daß man in weite Ferne Ausschau halten konnte. Nie hatte ich das Land um diese Jahreszeit gesehen. Wie wunderbar war die Stille der klaren Welt, die mich umsing!

Ich hatte viel Zeit zu denken und malte mir das Leben aus, das meiner in dem mir fremden Pastorat wartete. Etwas Sorge machte mir der Gedanke, wie Großmama

Rübn zu mir sein würde; ob sie wieder in meiner Seele würde lesen wollen? Ich stand ihr jetzt nicht mehr so absprechend wie damals gegenüber, weil Onkel Hermann mir von ihr erzählt hatte. Er hatte sie gekannt, als sie jung war, und hatte sich sogar ein wenig in sie verliebt, was sie mir unendlich viel näher brachte. Ich höre seine liebe Stimme erzählen:

»Ich war im Sommer in einem Pastorat in Estland. Wir waren mehrere lustige Studenten beisammen, unser Kopf war voller Unsinn und Unternehmungslust. Da hörten wir, daß im einige Werst entfernten Posthause zwei interessante Damen angekommen wären, die keine Pferde zur Weiterreise bekommen hatten und nun sicher einen halben Tag lang dort würden zubringen müssen. Es war eine Frau Stender mit ihrer Tochter Minna.

„Jungens“, rief ich, „wir holen die Damen ab und machen Minna ordentlich die Kur! Warum sollen sie dort allein im Posthause sitzen, während wir hier fröhlich beisammen sind?“

Die Pastoratskutsche wurde angespannt, wir rissen zum Entsetzen der Pastorin Pferde aus dem Stall und sattelten sie.

„Wir müssen sie mit einer Kavalkade abholen“, sagte ich.

So brauste denn die Kutsche, von uns geleitet, am Posthause vor. Ich sprang vom Pferde, stürzte ins Haus, stellte mich den Damen vor und lud sie im Namen des Pastors und der Pastorin ein, die Wartezeit im Pastorat zu verbringen. Die Mutter war gleich bereit, aber Minna war sehr zurückhaltend, sie äußerte Bedenken, meine stürmische Art schien ihr nicht zu gefallen. Sie war sehr jung, sehr vornehm, mit langen, blonden Locken und feinen, aristokratischen Bewegungen. Ich ließ sie aber nicht zu Worte kommen, bot der Mutter den Arm und half den Damen in den Wagen, die Kameraden nahmen das Gepäck und brachten es in der Kutsche unter. Minnas blauer Schleier flatterte im Winde, und ihre blonden Locken leuchteten in der Sonne.

Zwei Tage blieben sie bei uns, wir alle machten Minna die Kur, daß es nur so

frachte. Sie war ein Schöngeist, dichtete und war dabei sehr gelehrt. Anfangs war sie sehr zurückhaltend, wir kriegten sie aber doch allmählich herum, so daß sie lustig und fröhlich mit uns war, und als wir sie wieder auf die Poststation brachten, hatte ich mich regelrecht im Minna verliebt. Ich hielt mich mit meinem Reitpferd so dicht am Wagen, daß ich fast unter die Räder kam.

Ich bin ihr nie wieder im Leben begegnet, aber ich schickte ihr noch ein Gedicht, wofür sie mir mit einer zierlichen poetischen Erwiderung dankte.«

Diese Minna war Großmama Kühn! Wie merkwürdig zu denken, daß sie jung gewesen war und Onkel Hermann ihr die Kur gemacht hatte! Aber dadurch war sie mir lieber geworden, und ich hatte nicht mehr solche Angst vor ihr.

Es war Abend, als der Wagen in eine Allee einbog, die zu einem langgestreckten, stattlichen Hause führte. Ich war am Ziel. Die Postglocken hatten die ganze Familie vor die Haustür gerufen. Es war ein Jubeln

und Lachen, Freuen und Begrüßen, das kein Ende nehmen wollte.

Der Tisch zum Abendessen war festlich gedeckt, und, noch halb betäubt von der langen Fahrt, wurde ich an den Ehrenplatz geführt, der mit einem großen Herbststrauß geschmückt war. Es gab stürmische Verhandlungen, denn die Kinder wollten mir gleich am Abend nach heimatlicher Sitte das ganze Haus zeigen, aber Tante Luise hatte Erbarmen mit mir.

»Laßt sie erst ausschlafen«, sagte sie, »morgen ist auch ein Tag!«

Ich wurde in mein Zimmer geführt, das mit buntem Laub geschmückt war. Ich teilte es mit Mary, die mich mit der ganzen Schwärmerei ihrer neunzehn Jahre erwartet hatte. Ich war so müde, daß ich mich kaum umsehen konnte, sondern sofort zu Bett ging und einschlief.

Die helle Herbstsonne weckte mich am anderen Morgen. Mit einem Sprung war ich aus dem Bett und eilte ans Fenster. Der Blick ging über den Garten, der sich ein wenig senkte, bis zu den Ufern eines wunder-

baren Sees. Wie das Wasser in der Sonne schimmerte und leuchtete! Das schönste aber war eine Insel, die mitten im See lag. Rot und golden wie ein großer Blütenstrauß lag sie im Schmuck ihrer Herbstbäume im klaren Wasser. Versunken blieb ich am Fenster stehen, Mary war zu mir getreten. Ich wandte mich nach ihr um und nahm ihre Hand.

»Bei euch ist es wunderschön«, sagte ich, »hier werde ich sehr glücklich sein!«

Eilig kleideten wir uns an, denn ein Kinderstimmchen meldete hinter der Thür, daß der Kaffeetisch auf uns warte.

Ich trat in das große Speisezimmer. Am runden Tisch saß Tante Luise, hell und jung, im Kreise ihrer Töchter, ihr gegenüber ihr Mann. Ich wurde mit frohem Zuruf begrüßt.

»Saben Sie sich ordentlich ausgeschlafen?« fragte der Pastor gütig.

Tante Luise goß aus blitzender Messingkanne den Kaffee ein und plauderte fröhlich.

»Nachher mußt du das ganze Haus kennenlernen«, entschied sie, »dafür überlasse ich dich meinen Kindern, nur den Saal behalte

ich mir vor, da ist etwa besonderes, was ich dir zeigen will. Vor allem aber mußt du jetzt Großmama begrüßen.«

Ich hatte sie noch nicht gesehen, denn sie war am Abend bei meiner Ankunft schon zur Ruhe gegangen. Ihr Zimmer lag dem Eingang gegenüber, Mary führte mich zu ihr. Es kam wieder die alte Scheu über mich, die leise Abwehr, die ich seit ihrem Besuch in Riga nicht verwunden hatte. All das aber verschwand, als ich in ihr Zimmer trat und sie mich freundlich zu sich heranrief. Sie saß auf einem bequemen Lehnstuhl am Fenster in der Sonne in einem unbeschreiblich gemüthlichen Zimmer: alte Familienbilder an den Wänden, weiche Teppiche, ein weiches Sofa. Alles das machte einen so anheimelnden Eindruck auf mich, daß alle Scheu aus meinem Herzen schwand. Sie war sehr alt geworden, gar nicht mehr die stolze, stattliche Erscheinung, wie ich sie in der Erinnerung hatte. Sie hatte etwas Greisenhaftes und schien mir viel müder, weicher und gütiger.

Bald holten mich die Kinder ab, und nun

ging es treppauf, treppab durchs ganze Haus. Jeder Winkel wurde mir gezeigt bis in die Küche und zu den Kellerräumen. Das Haus war sehr behaglich eingerichtet, die Räume groß, wenn auch niedrig, die Möbel altmodisch und vornehm, es waren viele alte Familienstücke darunter.

»Jetzt mußt du aber zu Mama gehen, sie will dir unser Wunder im Saal zeigen und sehen, wie du dich daran freust«, sagte Mary.

»Kat', was es ist«, rief die kleine Angi.

»Ein Vogel ist es«, sagte ich.

Selles Gelächter antwortete.

»Eine kleine Katze!«

»Nein!«

»Ein Weihnachtsbaum«, riet ich.

»Du errätst es nicht«, jubelten die Kinder.

Da öffnete Tante Luise schon die Tür zum Saal und führte mich triumphierend ans Fenster vor eine Weinranke, die sich von außen her durch die morsche Hauswand hindurchgedrängt hatte und sich lustig um einen Spiegel rankte. Tante Luise war so glücklich wie ein Kind.

»Es ist doch etwas Besonderes«, sagte sie immer wieder, »so etwas habe ich noch nie gesehen!«

Daß dieses Wunder nur möglich war bei den verfaulten Brettern der Pastoratswand, daran dachte sie keinen Augenblick. Sie sah überall nur die Schönheit, die Poesie und die Eigenart.

Bei aller Schlichtheit war es doch ein großstiliges Leben im Pastorat. Der Garten war voll herrlicher Obstbäume und Blumen. Es waren viele Leute da, Knechte und Mägde, denn zum Pastorat gehörte nicht nur der große Garten, sondern auch eine ausgedehnte Landwirtschaft. Die Leute lebten nebenan im Knechtshause, zum Hauspersonal gehörte aber ein ganzer Stab: Kutscher, Gärtner, Köchin, Stubenmädchen, Wirtin und Kindermädchen. Die Wirtschaft ruhte in den Händen der treuen Madelene, der »Mamsell«, wie man die Wirtin in damaliger Zeit nannte. Alle Lasten, alle Sorgen der Wirtschaft des immer mit Gästen gefüllten Hauses lagen auf Madelenes Schultern. Tante Luise hörte am Morgen den Bericht der Mamsell

an und gab ihre Befehle, in der Küche oder in den Wirtschaftsräumen habe ich sie nie gesehen. Und doch liefen alle Säden in ihren feinen, schönen Händen zusammen, sie wußte über alles Bescheid und gab dem Hause ihren Stempel.

Das zweite Hausinventar war die alte, dicke Lilly, die alle Kinder auf ihren treuen Armen getragen hatte. Jetzt hatte sie nur die kleine Agnes zu behüten und lebte ihr Leben dick und behaglich mit einem Strickstrumpf, von dem sie sich nie trennte.

Ein unbeschreibliches Behagen erfüllte das ganze Haus, alles ging wie von selbst. Man hörte nie den Schlüsselbund rasseln oder das Knarren des Hausbetriebes, es war ein Leben der Freude und der Poesie, hell und golden flogen die Tage hin.

Den Pastor sah ich wenig, er hatte eine große Gemeinde und war viel unterwegs oder in seinem Arbeitszimmer beschäftigt. Er war eine stille, feine Natur mit schönen, traurigen Augen, die unbeschreiblich gütig lächeln konnten. Seine zarte, geistreiche Frau liebte er grenzenlos und umgab sie wie ein

Bräutigam mit ritterlicher Aufmerksamkeit, gegen Großmama Kühn aber war er von besonderer Ehrfurcht und Güte. Er sprach nicht viel, aber man spürte seinen Geist überall im Hause, und das war gut so, denn er gab der vielleicht zu phantastischen, poetischen Art der Frau ein starkes Gegengewicht. Er führte sie immer mit zarter Hand in die Wirklichkeit zurück, wenn sie sich gar zu sehr in die Lüfte verlieren wollte.

Es waren sechs Kinder im Hause, vier Töchter und zwei Söhne. Die Töchter wurden von Großmama Kühn und Mary unterrichtet, die Söhne besuchten in Riga das Gymnasium.

Mary, die Älteste, war die holdeste von den Schwestern, sie war schlank und blond mit wunderschönen blauen Augen, deren größter Reiz in dem wechselnden Ausdruck lag. Bald blickten sie unbeschreiblich melancholisch, bald strahlten und lachten sie wie Kinderaugen lachen. Sie war ein seltsames Gemisch von Schwärmerei und Überschwänglichkeit und fluger, nüchterner Kritik, von unbewußtem kindlichem Dahinleben und

quälerischer Selbstbeobachtung. Eine Natur noch ganz im » Sturm und Drang « mit schönen Möglichkeiten.

Die zweite Tochter, Lisbeth, war fünfzehn Jahre alt, sehr hübsch, schlank, dunkeläugig und dunkelhaarig mit einem schmalen, edel geschnittenen Gesicht. Sie war ein richtiger Backfisch mit langen Gliedern, sehr ungeschickt, immer zum Weinen und Lachen bereit. Sie war so absonderlich angezogen, daß sie direkt komisch wirkte. Sie trug oft geerbte Kleider und Mäntel, sogar von alten Tanten, die ihrer schmalen Gestalt und ihrer Jugend nicht angepaßt waren. Es war seltsam, wie in diesem Hause, ganz wie in dem unseren, nur Schönheit auf geistigen Gebieten galt. Daß man künstlerischen Sinn auch auf seine Kleidung wenden konnte, hielt man für äußerlich und oberflächlich. Das war wohl charakteristisch für die baltischen Gelehrtenkreise der damaligen Zeit. Dazwischen lehnte sich Lisbeths Schönheitsgefühl auf, und sie weigerte sich, ein besonders abenteuerliches Erbstück zu tragen. Dann fiel die ganze Familie über sie her, und

sie wurde wegen ungehöriger Eitelkeit ernsthaft ermahnt.

Lisbeth war ein Gegenstand ständiger Neckereien, sie konnte so lachen und so weinen, wie ich es selten bei jemandem gesehen habe, fast in einem Atemzug wechselten Sonnenschein und Regen.

Die dritte Tochter war im Kriegsjahr 1870 geboren und hatte von der begeisterten Mutter zur Taufe den Namen Viktoria Germania erhalten. Im Freundeskreise hieß es, die Mutter habe sie »Hurra Germania« nennen wollen, was sie aber immer entrüstet ableugnete. Sie war noch ein Kind, wild wie ein Knabe, fletterte und sprang wie eine Katze von Bäumen und Dächern.

Aber neben der äußeren Wildheit lebte eine unendliche Zartheit und Feinfühligkeit in ihr, und wo jemand krank oder traurig war, da war sie zu finden. Diesem Kinderleben zuzusehen, bewegte mir oft das Herz. Kaum je sah ich ein so selbstloses Kind wie sie. Immer trat sie für andere zurück, und immer tat sie es mit anmutiger Fröhlichkeit. Wenn man es bemerkte, blickte sie ganz er-

staunt aus ihren klaren blauen Augen, denn das Opfer für andere war ihr selbstverständlich.

Die Jüngste, Agnes, war ungefähr vier Jahre alt, ein hübsches Kind mit grauen Augen und langen blonden Locken, der erklärte Liebling der Mutter und in unzertrennlicher Freundschaft mit der alten Lilly verbunden.

Es herrschte eine große Freiheit im Hause, vergebens versuchte Großmama Kühn ein »strammes Regiment«, wie wir es nannten, einzuführen. Ihre zarte, blüthenhafte Tochter war stärker als sie. Sie sprengte oft die Schulstunden auseinander.

»Heute ist Feiertag«, erklärte sie fröhlich beim Kaffeetisch. »Die Sonne scheint so golden, wir machen eine Partie auf die Insel!«

»Die Kinder haben heute Geschichtsrepetition«, sagte Großmama streng.

Tante Luise lachte ihr fröhliches, kindliches Lachen.

»Die läuft uns nicht fort, aber der Herbst und die Sonne, die können uns davongehen.

Eben ist der Wald so wunderbar schön, eine Frostnacht und Wind können das Laub von den Bäumen schütteln, und du weißt, Mama, niemals ist die Insel und der See so schön wie an solch einem goldenen Herbsttag!«

Und statt der Geschichtsrepetition wurde gebacken und geschmort, Körbe mit Proviant wurden in ein Boot verpackt, Knechte wurden von der Arbeit geholt, um uns auf die Insel zu rudern. An der Spitze des Bootes saß Tante Luise, hell und froh. Es wurde ein wunderbarer Tag; wir machten ein Feuer an und kochten Kartoffeln und Kaffee und durchstreiften nach eingennommener Mahlzeit die Insel.

Alles verstand Tante Luise mit Poesie zu umkleiden. In einer Ecke des Gartens gab es einen »Blumenkirchhof«, wie sie ihn nannte. Sie konnte es nicht vertragen, daß man verblühte Blumen auf den Müllhaufen warf.

»Sie waren so schön und haben uns so lange erfreut, sie müssen einen schönen Tod haben«, sagte sie.

Es war ein Plätzchen hinten im Garten, von Gebüsch umgeben, von einem niedrigen

Jaune eingeschlossen, da wurde jede verblühte Blume hingbracht und starb dort einen »ehrvollen Tod«, wie es hieß.

Abends saßen wir um den Flügel oder am brennenden Kamin, Tante Luise spielte oder ich sang mit ihrer Begleitung. Am liebsten hatte ich es, wenn sie Mendelssohns »Lieder ohne Worte« spielte. Es war, als ob sich ihre ganze anmutige Seele in dieser Musik offenbarte.

Ich habe sie nur heiter und angeregt gesehen, doch ich erinnere mich nicht, je eine Handarbeit in ihren schönen, feinen Händen gesehen zu haben, diese Last nahmen ihr alle im Hause ab, denn sie wurde traurig, wenn sie arbeiten mußte. Von allen verwöhnt, von allen auf den Händen getragen, am meisten aber doch von ihrem Mann, so ging sie durch die Tage. Sie nahm lebhaften Anteil an der geistigen Arbeit ihres Mannes und kannte seine Gemeinde gut. Sie hatte eine bezaubernde Art, mit den Bauern umzugehen, immer ein wenig fern, aber heiter und freundlich. Sie kannte die Bauernkinder, sie kannte die Sorgen der Mütter, aber es

war immer, als wenn sie Audienz erteilte, wenn die Gemeindeglieder sie besuchten oder wenn sie in die Bauernhäuser ging. Auch um die Kranken kümmerte sie sich und unterhielt eine lebendige Verbindung zwischen Gemeinde und Pastorat.

Es ist Abend. Draußen stürmt und regnet es herbstlich, wir aber sitzen im behaglichen Zimmer um den brennenden Kamin. Auch die alte Lilly mit ihrem Strickstrumpf ist dabei, neben ihr sitzt die kleine Agnes auf einem niedrigen Bänkchen, hat ihre Hände in den blonden Locken vergraben, die ihr über die feinen Finger fallen und sieht mit ihren grauen Augen unverwandt ins Feuer.

»Erzähle mir, was das Feuer sagt«, bittet sie mich.

Ich erzähle ihr die Sage von Prometheus, der den Göttern das Feuer stahl, um es auf die dunkle Erde zu bringen, und der dafür an den Felsen geschmiedet wurde und unbeschreiblich leiden mußte, weil sich die Götter für diesen Diebstahl an ihm rächten. Die Geier kamen und fraßen seine Leber.

»Das ist traurig«, sagte die Kleine,

»Mama erzählt viel schönere Geschichten als du!«

Tante Luise saß im Schatten, nur auf ihren schmalen Händen spielten die Flammen des Kaminfeuers.

»Jetzt erzähle du!« baten die Kinder.

Sie lehnte ihr zartes Haupt zurück und erzählte von einem Volk, dem das Feuer heilig war, die es anbeteten wie einen Gott. Man sah schöne, stille Menschen mit Lilien in den Händen vor dem Feuer knieen, sie warfen die Lilien als Opfer in die Flammen und beugten die dunklen Häupter tief, tief. Und die Gottheit freute sich ihres Opfers, die Flamme schlug hoch empor, und Lilien-duft erfüllte den heiligen Saal. Wie sie erzählte! Märchen lebten bei ihren Worten auf, und alles war schön und bilderreich.

---

»Heute machen wir einen Ausflug aufs Feld«, sagte Tante Luise beim Mittagessen. »Dort werden Kartoffeln ausgenommen, das müssen wir erleben. Die Stunden am Nachmittag können ausfallen.«

Nach kurzer Mittagsruhe sind alle bereit. Die große Liniendroschke steht vor der Thür, Körbe mit Eßvorräten, Kannen mit heißem Kaffee und frischgebackenes Brot werden hineingepackt. Wir alle haben im Wagen Platz. Es ist eine wunderschöne Fahrt; bergauf und bergab geht's durchs hügelige Land zu der Stelle, wo eben gearbeitet wird. Der Kutscher kennt den Platz; bald sind wir auf dem Felde, wo ein reges Leben herrscht. Ein Feuer ist angezündet, Kerzengerade steigt der Rauch in die stille, klare Herbstluft.

Wir werden erwartet, und die Vorbereitungen zu unserem Empfang sind gerade beendet. Große, mit Kartoffeln gefüllte Säcke sind ans Feuer geschleppt, umgestürzt und bequeme Sitzplätze daraus gemacht worden; in der heißen Asche des Feuers backen frische Kartoffeln. Tante Luise plaudert und lacht mit den Leuten, die sie fröhlich umringen. Sie sitzt auf ihrem Kartoffelsack wie auf einem Thron, um sie her haben wir uns gruppiert. Ich sehe sie an, mir geht ein Wort durch den Sinn, das ich einmal gehört

habe. »Du bist ein Prinzesschen im Reiche der Geister.«

»Du solltest einen Lilienstengel in der Hand haben«, sage ich aus dieser Empfindung heraus.

»Und in der anderen Hand eine Kartoffel als Reichsapfel«, sagt sie lachend, »die paßt besser in die Umgebung als der Lilienstengel«.

Die Leute gehen wieder an ihre Arbeit, Männer und Frauen sammeln die Kartoffeln aus den Furchen, die von einem Pfluge gezogen worden sind; hell schimmern sie in der dunklen Erde. Übers ganze Feld verstreut sieht man die fleißigen Arbeiter mit ihren Körben. Sie sammeln die Kartoffeln und schütten sie auf große Haufen, die mitten im Felde liegen, andere sind damit beschäftigt, sie in Säcke zu füllen, die fest zugebunden, auf Wagen verladen und fortgeführt werden. Wir packen die Esvorräte aus, nehmen die fertigen Kartoffeln aus den Kohlen und legen sie auf große Klettenblätter. Sie sind äußerlich schwarz verbrannt und voller Asche, aber so wohlschmeckend wie sonst niemals. Tante Luise sagt, das käme von der

Afche, ſie wäre das beſte Gewürz. Ich beobachte aber, daß ſie ſelbſt keine aß.

Wie wunderbar iſt die Stille, wie klar die Luft! Weit, weit geht der Blick zum Horizont, den eine Hügelkette, in bläulichen Schimmer gehüllt, begrenzt. Da — ein ſeltſamer Ruf aus der Luft, Tante Luife hebt die Hand.

»Meine Lieblinge, die Kraniche«, ruft ſie.

Wir blicken hinauf. In merkwürdigem Zickzack kommen ſie mit ihrem Führer an der Spitze geflogen. Ihr Ruf klingt ſcharf und eigentümlich trauervoll und ſehnsüchtig durch die klare Herbſtluft.

»Warum rufen ſie ſo traurig?« fragt die kleine Angi.

»Sie wiſſen nicht, wie viele von ihnen das Land ihrer Sehnsucht erreichen werden«, ſagt Tante Luife. »Nicht alle kommen dahin, wohin ſie ſich ſehnen. Viele von ihnen gehen unterwegs zugrunde.«

»Warum bleiben ſie nicht lieber hier?« fragt das Kind erſtaunt, »wer ruft ſie denn von hier fort?«

»Der liebe Gott ruft sie«, sagt Tante Luise, »er hat ihnen die Sehnsucht ins Herz gegeben, sie können nicht anders, sie müssen dem lieben Gott gehorchen! Wie viele von ihnen im nächsten Frühling wiederkehren werden, das kann keiner sagen.«

---

Es ist mein letzter Abend im Pastorat, und Tante Luise und ich haben den Hausgenossen versprochen, ein richtiges Konzert zum Abschied zu geben. Alle haben sich feierlich im Saal versammelt, Tante Luise sitzt am Flügel, und die Hausgenossen sagen mir ihre Wünsche für das Programm. Jeder bestellt noch einmal seine Lieblingslieder, und zum Schluß singe ich »Dolorosa« von Jensen, einen damals vielgesungenen Zyklus voll Herzeleid und leidenschaftlicher Liebesflage.

Großmama sitzt als Ehrengast in ihrem Lehnstuhl, ich sehe die klugen Augen auf mich gerichtet. Ich beginne mit ihrem Lieblingslied, »Der Wanderer« von Schubert. Als ich geendet habe, nickt sie mir freundlich

zu. Ein Lied folgt dem anderen, das Programm ist reichhaltig und sehr bunt zusammengewürfelt.

Als ich mit »Dolorosa« geendet habe, in das ich meine ganze ahnungslose junge Seele lege, ist Großmama Kühn verschwunden. Bevor wir zur Ruhe gehen, schickt sie mir einen Boten und bestellt mich noch einmal allein zu sich in ihr Zimmer. Sollte es doch zum Schluß noch eine »Seelenstunde« werden wie in alter Zeit?

»Laß mich nicht lange allein bei Großmama«, flüstere ich Mary zu. »Nicht wahr, du holst mich bald ab!«

Ich bin ganz aufgeregt. Wer weiß, was Großmama von mir will.

»Sei ganz ruhig«, verspricht Mary, »ich hole dich«.

Zaghaft trete ich in Großmamas Zimmer; sie sitzt an ihrem Schreibtisch, das Lampenlicht fällt voll auf ihr schmales Gesicht, das einen strengen Ausdruck hat.

»Komm näher«, sagt sie, »ich habe mit dir zu sprechen.«

Sie steht vom Schreibtisch auf, faßt

meine Hand und zieht mich neben sich auf einen Diwan.

»Wie kannst du junges Menschenkind einen solchen Liederzyklus voll leidenschaftlicher Liebe und Schmerzen singen!« beginnt sie, »du weißt ja gar nicht, was du tust!«

Ich bin so erschrocken, daß ich gar nichts sage, sondern sie ratlos anblicke.

»Du hast mir heute abend große Sorge bereitet«, fährt sie fort, »du hast eine stürmische Seele. Höre jetzt den Rat einer alten Großmutter: hüte dich vor der Liebe, fliehe vor ihr, denn wenn sie kommt, wird sie dich zerstören!«

»Aber Großmama«, rufe ich erschrocken, »die Liebe ist doch das Herrlichste im Leben!«

»Für dich nicht«, antwortet sie streng, »du bist zu temperamentvoll. Versprich mir das eine, daß du kämpfst, wenn sie kommt, damit sie dich nicht vernichtet.«

Ich bin sehr erschrocken, aber auch voll Opposition und schweige ratlos. Wo bleibt Mary nur so lange, warum kommt sie nicht, mich zu retten? Ich habe mir immer gedacht, es müßte herrlich sein, einmal von einer

großen, wirklich starken Liebe so ganz durchgeschüttelt zu werden, nicht nur in Liedern, sondern in Wirklichkeit; und nun soll ich mich davor fürchten, verlangt Großmama, das ist doch unerhört!

Da geht leise die Tür auf, und Mary steht auf der Schwelle. Großmama hält noch immer meine Hand, sie ist ein bißchen ärgerlich, daß Mary da ist.

»Denke wenigstens daran, was ich dir heute gesagt habe«, sagte sie, während ich mich erhebe. »Ihr seid beide noch Kinder, möchte kein Sturm euer Leben zerstören!«

Wir gehen hinaus, und ich erzähle Mary aufgeregt, was Großmama von mir gewollt hat.

»Das ist ein Unsinn!« sagt Mary respektlos, »man muß auch nicht immer hören, was alte Menschen sagen.«

---

Viele Jahre sind seit meinem Besuch in Tante Luifens Pastorat vergangen, ein ganzes Leben liegt dazwischen. Ich habe meinen Beruf, der mich ganz ausfüllt.

Meine Mutter und meine Schwester sind tot, und ich lebe mit einer alten Tante und mehreren jungen Mädchen zusammen, die mir anvertraut sind. Auch Tante Luifens Leben hat sich verändert; ihre Kinder sind alle verheiratet, der Mann ist gestorben, sie hat ihr schönes Pastorat verlassen müssen und lebt mit der alten Madelene in einem kleinen Städtchen Livlands, wo sie sich eine bescheidene Häuslichkeit gegründet hat. Ich sah sie nicht oft, denn sie kam selten in die große Stadt, aber ich wußte von ihr, daß sie ein ruheloses Leben führte, besonders, nachdem die alte Madelene auch gestorben war. Von da an hatte sie kein eigenes Heim mehr und lebte bald bei diesem, bald bei jenem ihrer Kinder, aber nie lange Zeit. Sie war immer noch eine starke Persönlichkeit bei aller großen Zartheit, brauchte viel Raum für sich und ihr Leben, und mit dieser ihrer Art fand sie sich nur schwer in andere Häuslichkeiten.

Eines Tages kam sie zu mir. Als sie bei mir eintrat, rührte mich ihre Erscheinung unbeschreiblich. Sie hatte immer noch den

schwebenden Gang, die zarte, mädchenhafte Gestalt und das schmale, vergeistigte Gesicht. Nur blickten die Augen sehr traurig, und um den lieblichen Mund lag ein schmerzlicher Ausdruck. Aber sie hatte nichts Hilfsbedürftiges, sie hatte noch immer die feine, etwas kühle Sicherheit, die ihr etwas Abgeschlossenes, Apartes verlieh. Für mich war sie immer ein Stück meiner Mutter, meiner Jugend, die Mutter meiner liebsten Freundin, und ich empfand die leise Kühle nicht als Fremdheit, sie gehörte zu ihr.

Ihre Hände griffen plötzlich, ihr Gespräch unterbrechend, nach den meinen.

»Ich komme mit einer Bitte«, sagte sie und ihr Mund bebte. »Willst du mich als deine Hausgenossin bei dir aufnehmen? Ich bin sehr, sehr einsam und suche ein Heim, wo ich noch etwas nützen kann. Siehst du, meine Kinder sind alle so sehr glücklich verheiratet, ihr Leben ist so vollständig ausgefüllt, nötig bin ich keinem von ihnen. Vielleicht kannst du mich brauchen, denn deine nächsten und liebsten Menschen sind ja beide tot. Ich will dir bei deinen jungen Mädchen

helfen, ich will die Lücken in deinem Haushalte ausfüllen, vielleicht schenkst du mir dafür Liebe und Vertrauen.«

Es bewegte mich unsagbar, daß dieses verwöhnte Menschenkind nun als Bittende vor mir stand. Ich sagte aus vollster Seele und mit der ganzen Liebe meines einsam gewordenen Herzens:

»Ja, komm zu mir, ich will dich lieben und ehren, und wir wollen schön zusammen leben!«

Wir besprachen alles, ich zeigte ihr das Zimmer, das ich ihr geben wollte, machte sie auf alle Unzulänglichkeiten und Schwierigkeiten meines Haushaltes aufmerksam, aber mit der ganzen Großartigkeit ihrer Natur sah sie nur die Hauptsache, um die es ihr zu tun war.

»Wenn ich dir nur ein wenig helfen kann, wenn du mich nur ein wenig brauchen kannst«, sagte sie immer wieder, »wenn ich mir nur nicht so unsagbar unnütz auf der Welt vorkommen muß!«

Wir besprachen die Zeit ihres Einzuges, es sollte nach einem Monat sein. Sie wollte

aufs Land, ihre Sachen ordnen und mir dann schreiben. Ehe sie fortging, wandte sie sich noch einmal in der Thür um, legte den Kopf auf die Seite, wie es ihre Art war, und lachte ein wenig.

»Sie sagen alle, ich brauche so viel Raum. Fürchtest du dich nicht?«

Ich nahm ihre Hand und küßte sie.

»Bei mir im Hause ist viel Raum«, sagte ich, »und ich fürchte mich nicht!«

Dann trennten wir uns.

Die Zeit, da sie zu mir ziehen sollte, kam. Das Zimmer war bereit, und ich wartete. Es kam keine Nachricht von ihr, sie war wie verschollen. Ich schrieb an ihre Tochter, da erfuhr ich, daß sie zu einem Sohn aufs Land gefahren sei, dessen Frau schwer leidend war. Es war wie damals, als sie das erste Mal zu uns kam und wir viele Stunden mit dem Mittagessen auf sie warteten. Sie hatte sich durch die Abmachung mit mir gar nicht gebunden gefühlt.

Ich erfuhr, daß sie in ihrem Kinderhause sehr notwendig war, die Schwiegertochter starb bald darauf, und der Sohn bat sie, bei

ihm zu bleiben. Keine Nachricht von ihr kam zu mir, sie lebte so stark dem Augenblick, daß sie mit keinem Gedanken mehr an mich dachte. Es war alles gar nicht böse gemeint, nicht einmal lieblos, nur — sie war so sehr daran gewöhnt, ihr Leben einzurichten, wie es ihr gefiel und den Tag voll zu nehmen, wie er an sie herankam. Sie blieb sich darin ganz treu, im Großen und im Kleinen, das war ihre Stärke und ihre Schwäche.

Sie war sehr glücklich bei ihrem Sohn. Nun hatte sie wieder ein Haus auf dem Lande, wo sie die Herrin war, sie konnte ihrem Sohn helfen, und ihre beiden Großkinder, denen sie in entzückender Weise die Mutter ersetzte, hingen sehr an ihr. Aber ihr Glück währte nur kurze Zeit. Als man sie eines Tages vermißte, suchte man sie in ihrem Zimmer auf und fand sie friedlich lächelnd zusammengesunken in ihrem Lehnstuhl. Ohne den Tod zu sehen, ohne Krankheit war sie hinübergegangen und hatte ein schönes, friedvolles Sterben gehabt.

## Mary

Es gibt einen Ausspruch vom Dichter Morgenstern, bei dem ich an Marys lichtvolle Gestalt denken muß: »Ich halte es für ein großes Glück, bei denen, die wir lieben, immer neue Tiefen zu entdecken, die uns immer mehr die Unergründlichkeit ihrer Natur nach der göttlichen Seite offenbaren.«

In »Baltische Häuser und Gestalten« habe ich ein Bild von Mary gezeichnet, sie war aber so reich und ihr Entwicklungsgang in ihrem verhältnismäßig kurzen Leben bot so vielerlei, daß ich noch viel von ihr erzählen kann.

Als ich sie zum ersten Mal sah, war sie sechzehn Jahre alt. Es war in unsrer Universitätsstadt Dorpat, wo wir einander zur Hochzeit meines Pflegebruders trafen. Als ich mit meiner Mutter aus dem Eisenbahnwagen stieg, stand auf dem Bahnsteig, uns erwartend, ein noch sehr junges Mädchen an

58

der Seite meines Pflegebruders. Sie war hoch und schlank, mit einem zarten, lieblichen Gesichtchen. Ängstlich griff sie nach der Hand ihres Begleiters und hielt sie kindlich fest.

»Das ist Mary«, sagte er, »nehmt euch ihrer an, sie ist zum ersten Mal allein von Hause fort und fürchtet sich vor den vielen Fremden.«

Wir begrüßten sie herzlich, und ich sagte :

»Also du bist Mary, du mußt mein jüngstes Schwesterchen sein.«

Sie antwortete nicht, und ich sah, wie sie heiß errötete. Ein Paar wunderschöne blaue Augen blickten scheu und doch zutraulich zu mir hinüber, und zögernd legte sie ihre Hand in die meine. Das war unsre erste Begegnung.

Auf demselben Bahnhof waren mit einem anderen Zuge meine Verwandten aus Weissenstein angekommen. Die Begrüßung mit diesen Heißgeliebten war stürmisch und lustig, Witze flogen herüber und hinüber, und es wurde so viel gelacht und gesprochen, daß ich mein neugewonnenes »jüngstes

Schwesterchen« ganz vergessen hatte. Sie schwamm auch nicht mit in dem großen Strom der Freude, sie stand abseits, scheu und ein wenig ängstlich und sah zu uns hinüber, die wir einander übersprudelten.

Wir wohnten zusammen in einem Häuschen, das uns für diese Tage eingeräumt war. Ich kann mich gar nicht erinnern, daß ich Mary damals sprechen gehört habe, wohl aber sah ich ihre Augen, Flug und doch kindlich und zu meinem Staunen ein wenig kritisch immer wieder auf mich gerichtet. Sie fand sich nicht in unsre Art und war zu jung und zu schüchtern, um aus sich herauszutreten. Meine Mutter, die immer ein wenig rasch in ihrem Urtheil war, sagte mir am Abend, als wir in unseren Betten lagen :

»Das soll eine Tochter der geistvollen Luise sein, sie scheint mir wohl sehr unbedeutend!«

»Aber Mutter«, sagte ich, »sie ist ja noch fast ein Kind, und es ist gewiß nicht leicht, sich in unsre Art zu finden.«

»Ach, ihre Mutter wäre gleich mit uns geflogen. Ja, hättest du Luise gesehen, als sie sechzehn Jahre alt war!«

»Mutterchen, du idealisierst deine Freundinnen immer, gegen die kommt wohl niemand auf«, sagte ich lachend.

Ich lag noch lange wach und ließ den Tag mit seinen Eindrücken an mir vorüberziehen. Immer wieder kehrten meine Gedanken zu Mary zurück. Wie still sie gewesen war! Man vergaß fast, daß sie da war. Ein Gedicht von Heyse ging mir durch den Sinn:

»Verschließ dich nur, du seltsam Kind,  
Sei scheu und stumm zu jeder Frist.  
Deine Augen, die so glänzend sind,  
Verraten doch, wie reich du bist.«

Darüber schlief ich ein.

So ist Mary wie ein Schatten bei dieser ersten Begegnung an mir vorübergeglitten, und ich habe damals nicht geahnt, wie viel sie mir in meinem späteren Leben bedeuten würde. Ich kann mich nicht einmal erinnern, ob sie das ganze Hochzeitsfest mitmachte oder ob sie früher fortfuhr. Sie taucht erst als wirkliche Persönlichkeit in meiner Erinnerung auf, als sie wenige Jahre später in die Stadt kam, um ihr krankes Brüderchen zu pflegen, das bei uns den Scharlach bekom-

men hatte. Damals war ich in unfrem Verhältniß absolut die Führende, die Bestimmende und die oft rasch über sie hinweg Lebende, denn ich war unkompliziert und machte mir keine unnützen Gedanken, während sie schwerfälliger war, sehr grüblerisch, noch unharmonisch und voll innerem Widerspruch. Sie war voll begeisterter Hingabe an die, die sie liebte, und doch so eigenartig kritisch, daß ich manchmal voller Staunen innehielt und aufmerksam hinzorchte, was diese seltsame junge Seele, die so schwärmerisch zu mir auffah, an unbestechlicher Kritik auch mir gegenüber in sich trug. Aber ihre Seele war wie eine seltene Blüte, die ihren Kelch nur langsam öffnete. Ihre Umgebung beobachtete sie viel schärfer als ich, die die Menschen so nahm, wie sie sich gaben ohne viel zu grübeln. Oft erschrak sie aber vor sich selbst und fühlte sich im Unrecht, wo ich kein Unrecht sehen konnte. Das Stärkste in ihr war eine große Sehnsucht, damals dachte ich, es sei eine Sehnsucht nach Leben, nach Sich-ausleben, nach inneren Reichtümern, jetzt aber weiß ich, daß es die Sehnsucht

einer Seele war, die nicht eher ruhte, bis sie in Gott den Schwerpunkt ihres Lebens gefunden hatte. Sie hatte Sehnsucht nach Vollendung ihrer Seele.

Die Zeit, die sie damals in unsrem Hause verbrachte, öffnete ihr die Augen für vieles und wob ein festes Band zwischen uns, das nicht einmal der Tod lösen konnte.

Ich besuchte sie dann im Pastorat ihrer Eltern. Oft war ich erstaunt, wie unbekümmert und eigenwillig sie ihren Weg ging. Ich war ja selbst noch jung, war aber an ein starkes Arbeitsleben gewöhnt und hatte viel Pflichten, die ohne Gnade erfüllt werden mußten. Auch gab ich Stunden, durch die ich mir etwas verdiente. Nun sah ich mit Staunen in Marys Leben hinein, das merkwürdig pflichtenlos und ungebunden war, obschon sie der Großmutter beim Unterrichten ihrer kleineren Geschwister half. Aber wenn die Sonne hell schien, wenn die goldenen Blätter von den Bäumen fielen, oder wenn die Kranichrufe über die Felder hinflangen, dann fühlte sie sich nie gebunden, gab den kleinen Geschwistern etwas auf, was sie

allein lernen konnten, und flog mit mir in die Weite. Wenn ich mit leiser Mahnung mein Erstaunen darüber aussprach, konnte sie mich ganz verwundert anschauen:

»Weißt du denn nicht, daß eben Feiertage sind?«

»Feiertage?« fragte ich überrascht.

»Ja, du bist hier, da werde ich doch nicht arbeiten, die Arbeit ist ja gar nicht so wichtig!«

Allmählich hatte ich große Freude an dieser Art, das Leben festlich zu nehmen, denn in mir war etwas, das begeistert darauf antwortete.

»Die Pflichten laufen nicht davon«, sagte Mary häufig, »sie sind leider immer da. Aber du gehst bald fort, und diese goldenen Tage schwinden, das muß man ausnutzen.«

Wie oft sind wir mit einer Gedichtsammlung oder einem Skizzenbuch durch die Stoppelfelder gewandert, ich zeichnete damals viel nach der Natur. Doch noch öfter ließen wir unsre Bücher zu Hause und gingen durch die Herbststille schweigend oder mit scheuer Hand die Tore unsrer Seelen voreinander

aufstehend, was Mary oft nur stammelnd und zögernd tat. Sie war es noch nicht gewohnt, davon zu reden, was sie dachte und oft nur dunkel empfand.

Mary und ich haben einen weiten Spaziergang gemacht, sitzen im Schatten eines goldenen Birkenbaumes und machen Zukunftspläne. Wir wollen beide nicht heiraten, sondern Musikstunden geben, kaufen uns ein kleines Häuschen mit einem großen Garten in Dorpat, und einige unsrer liebsten Freundinnen dürfen unser Leben mit uns teilen.

Die Sonne senkt sich tiefer. Es ist wunderbar still und die Welt so golden. Glänzende Marienfäden fliegen durch die Luft, goldene Blätter des Birkenbaumes lösen sich von den Zweigen. In der unbewegten Luft sinken sie nur langsam herab und fallen zu unsren Füßen nieder.

»Wo werden wir nach einem Jahr sein?« fragt Mary. »Ach, es wird ja immer dasselbe sein, es passiert ja nichts in unsrem Leben!«

Ich stand auf, streckte meine Arme aus und atmete die strenge Herbstluft in vollen Zügen ein. Ich war krank und traurig ge-

wesen, als ich herkam, eine große Sehnsucht hatte ich kurz vor ihrer Erfüllung begraben müssen, und die Enttäuschung lag schwer auf mir. Ich hatte zur Ausbildung meiner Stimme nach Deutschland gehen sollen, und dieser Traum war nicht in Erfüllung gegangen. Doch ich trauerte nicht mehr darum, ich glaubte wieder ans Leben und hätte jauchzen mögen vor Lebenslust und neu erwachter Kraft. Ich sprach zu Mary von dieser Wandlung in mir.

»Du hast Flügel«, sagte sie, »nimm mich mit, wenn du in die Welt fliegst. Ich will nicht immer hier bleiben, ich will auch etwas werden!«

Auch Mary hatte Flügel, wir wußten es aber damals beide noch nicht, wie stark sie waren. Während die meinen mich in die Ferne führten, trugen die ihren sie in die Höhe und machten sie fähig, ihr Leben später von höchsten Gesichtspunkten aus zu erleben. Auch ihr Alltag war in Licht gelebt. Wir ahnten es damals nicht, daß sich unser Schicksal in kurzer Zeit erfüllen sollte. Mary hatte einen geliebten Mann gefunden, dem sie zu

einem reichen Glück in sein Heim folgte, und meine Sehnsucht wurde erfüllt, eine Künstlerlaufbahn lag vor mir, und ich sollte auf »buntbewegten Gassen des Lebens Schauspiel sehn«.

Durch mich lernte Mary ihren künftigen Mann kennen. Sie war unerwartet nach Riga gekommen und wollte einige Tage bei uns bleiben, ich aber war an dem Abend in eine große Gesellschaft eingeladen, wo ich nicht absagen konnte, weil man dort auf mein Singen rechnete. Sie begleitete mich dorthin, denn es war ein Freundeshaus, wo ich es schon wagen durfte, einen unerwarteten Gast mitzubringen. Keine von uns ahnte, daß dieser Besuch ihr Lebensschicksal bestimmen würde.

Ich war im Gespräch mit einem jungen Pastor, der vom Lande gekommen war und zufälligerweise die Gesellschaft mitmachte. Da trat Mary zu uns, und ich sah, welch einen tiefen Eindruck sie auf den jungen Mann machte. Sie merkte es nicht, doch im Laufe des Abends fand ich sie in eifrigem Gespräch mit ihm. Ich mußte lächeln, als

ich sie beobachtete, wie hell sein oft etwas finsternes Gesicht war, als er mit ihr sprach. Sie waren so in ihr Gespräch vertieft, daß sie mein Hinzukommen kaum bemerkten und sich nicht stören ließen.

»Was, Sie kennen unser Pastorat noch nicht«, rief sie aus. »Sie müssen es durchaus kennenlernen. Wir leben an einem See, und wir haben Berge.«

»Mein Pastorat aber hat ein Echo«, sagte er, sich in ihre kindliche Art hineinfindend.

»Ein Echo«, wiederholte sie erstaunt, »ach, das würde ich wohl gar zu gern kennenlernen.«

Sie luden einander fröhlich ein. Mary plauderte wie ein Kind, so aufgetan war sie, und er hörte ihr mit einem glücklichen Gesicht zu. Als wir heimgingen, fühlte ich, daß etwas in ihrer Seele vorgegangen war.

Im Frühling darauf hörte ich, daß er wirklich Marys Einladung gefolgt war. Beim Abschied war er noch einmal an sie herangetreten.

»Ich habe ein Zeichen in dem Buch ver-

gessen, das wir zuletzt lasen«, sagte er leise. »Vielleicht sind Sie so freundlich und verwahren es, bis wir uns wiedersehen.«

Sie hat es mir erzählt, wie sie sofort das Buch in die Hände nahm und ein Gedicht darin fand, das ihr alles sagte. Wenige Wochen nachher war sie seine glückliche Braut, ich aber ging noch vor ihrer Hochzeit nach Deutschland, um meine Stimme auszubilden.

Als ich sie wiedersah, war ihr erstes Kindchen geboren. Sie kränkelte nach der Geburt und mußte zu einer Kur nach Riga kommen. Sie lebte bei uns, ihr Mann hatte sie begleitet und war unser täglicher Gast. Mary war aufgewacht, doch konnte ich mich nicht gleich in sie hineinsinden, denn es klang etwas Fremdes in ihr, und ich konnte mit meinem »jüngsten Schwesterchen« nicht immer zufrieden sein. Die verwöhnende Art ihres Mannes hatte das Stürmische und Gewalttätige, das in ihrer Natur lag, zu stark werden lassen. Mit Staunen sah ich es und sprach mit ihr darüber. Sie fühlte es wohl, kämpfte aber nicht genug dagegen, und es

dauerte nicht lange, so kam es zwischen uns zu den ersten Konflikten.

Raimund von Zur-Mühlen gab ein Konzert in Riga, und wir waren alle hingegangen, um den großen Sänger zu erleben. Für mich waren das immer Zeiten voll leuchtender Herrlichkeit und voll geheimer Schmerzen. Die Sehnsucht nach meiner schweren und doch so reichen Studienzeit erwachte dann, und der Wunsch, mich künstlerisch weiterzuentwickeln, quälte mich. Der Alltag in meinem Beruf war angebrochen, und ich konnte mich nicht in ihn hineinfinden. Ich mußte sehr viel Stunden geben und konnte künstlerisch nur wenig für mich arbeiten. Daran schleppte ich wie an einer schweren Last.

Nach dem Konzert kamen Mary und ihr Mann auf mich zu, um ihre Eindrücke mit mir auszutauschen. Ich aber war so in meine Gedanken versponnen, daß ich sie kaum sah. Da rief ein Wort von ihr mich in die Wirklichkeit zurück, sie kritisierte den Sänger! Ich sah sie voller Staunen an und konnte mich nicht zurechtfinden.

»Du bist ja im Rausch«, sagte sie, »mit Dir kann man gar nicht sprechen.«

Ich antwortete hitzig, zum ersten Mal fühlte ich mich von ihr nicht verstanden.

Am andern Morgen beim Kaffeetisch gab es ein großes Gespräch über das Konzert und die Künstler. Mary griff nicht nur die Künstler an, sondern auch mich.

»Ich kann es nicht ausstehen, wenn Raimund Mühlen hier ist«, sagte sie heftig, »du fliegst dann immer davon! Wir sind doch auch deine Freunde, ist er aber da, dann gibt es nichts für dich als ihn und seine Kunst.«

Der Mann sprach begütigende Worte, und ich fühlte, er hatte mich mehr verstanden als sie. Ich brach in Tränen aus, worüber sie so sehr erschrak, daß sie kindlich anfing zu weinen.

»Ich kann es nicht ertragen, daß du andere Wege gehst, daß du fortgehst, wohin ich dir nicht folgen kann«, sagte sie aufgeregt.

---

Ich hatte Mary noch nicht in ihrem Pastorat besuchen können, es lag tief im Lande und war unbequem zu erreichen. Aber sie

kam immer wieder zu uns, und die Freundschaft, die uns miteinander verband, wurde mit jedem Beisammensein stärker und innerlicher. Sie war sehr glücklich in ihrer Ehe, denn ihr Mann hatte feinstes Verständniß für die Eigenart ihrer Natur und liebte sie grenzenlos. Sie aber fühlte die Gefahr dieser Liebe und fürchtete nichts so sehr wie Stillstand in ihrer Entwicklung.

»Ich brauche eure Kritik«, sagte sie immer wieder, wenn sie plötzlich, oft unangemeldet, bei uns ankam, »mein Mann ist so weich zu mir, viel zu weich.«

Es ist Sommer. Meine Mutter, meine Schwester und ich leben am Strande. Mary wohnt im benachbarten Pastorat, ihr sind Seeluft und Seebäder verordnet. Stundenlang liegen wir am Strande, blicken aufs weite, weite Meer hinaus, schweigen und reden miteinander. Sie war in ihrer Entwicklung weitergekommen und hatte bewußt leben gelernt, die weiche, gütige Hand ihres Mannes hatte ihre Seele geöffnet, und seine feine Klugheit hatte ihr Leben bereichert.

Wir sitzen in einem Boot und blicken

aufs weite Meer hinaus. Der weiße Strand ist bedeckt mit Muscheln und Seetang, hinter uns dehnen sich die Dünen, von dunklen Fichten gekrönt. Leise schlagen die Wellen ans Ufer, dazwischen tönt der scharfe Ruf einer Möve, sonst hört man keinen Laut weit und breit. Mary erzählt von ihrem Leben, von den Gemeindegliedern ihres Mannes, die einen eifrigen Verkehr mit dem anregenden Pastorat unterhalten. Sie spricht, und ich schweige und schaue tief in ihr Leben und auch in ihre Ehe hinein.

»Mein Mann ist der klügste von ihnen, er ist der bedeutendste Geist und ihrer aller Führer«, sagt sie stolz.

Ich schweige und bin ein wenig verwundert, denn für so bedeutend habe ich ihn doch nicht gehalten. Da bricht plötzlich wie ein Sturm die Festigkeit in ihr los, sie fühlt meine Gedanken.

»Du findest, daß ich meinen Mann überschätze«, flammende Röthe liegt auf ihrem zarten Gesicht. »Er ist der Klügste, er ist der Beste, du sollst mir diesen Glauben nicht nehmen«, sprudelt sie heraus.

Ich bin ganz erschrocken.

»Aber Mary, ich habe kein Wort gesprochen!«

»Das ist es ja eben«, schluchzt sie. »Glaubst du denn nicht, daß ich deine Gedanken errate, daß ich alles fühle, was du mir verschweigen willst?«

Sie hat recht, ich kann ihr nichts verbergen, und das ist nicht immer ganz bequem für mich. Ich fasse nach ihrer Hand, um sie zu beruhigen.

»Ich kenne ihn ja so wenig.«

»Das ist es eben«, sagt sie unter Tränen. »Wenn du doch öfter zu uns kommen und eine Weile mit uns leben wolltest, dann würdest du ihn ganz anders kennenlernen.«

»Aber ich liebe ihn doch«, rufe ich, mich verteidigend. »Ich stelle ihn sehr hoch, das weißt du ja!«

Sie trocknet ihre Tränen.

»Ich weiß es wohl«, sagt sie nun ein wenig ruhiger, »aber es ist für mich noch lange nicht genug.«

Wie stürmisch war sie doch, wie leidenschaftlich konnte sie sein!

Als ich Mary zum ersten Mal in ihrem Pastorat besuchte, spielten zwei Kinder um sie, und das dritte lag in seinem Wägelchen. Ihr Haus war voller Sonne, Liebe, und das geistige Leben, das von ihr und ihrem Manne ausging, war stark und echt. Die Zügel des Haushalts lagen zwar nur lose in Marys Händen, das spürte ich bald, und ihr Haus war vielfach den Leuten überlassen. Doch tat sie das bewußt.

»Meine Kräfte sind klein«, sagte sie mir, als wir einmal darüber sprachen, »ich kann selbst gar nicht arbeiten und bin bald verbraucht. In erster Linie bin ich Mutter, Frau und Pastorin, fürs Haus können auch andere sorgen, und wenn ich da versage, schadet es am wenigsten.«

Ihre Ehe war schön, doch hatte ich den Eindruck, daß sie die Stärkere war, die Führerin, die Geistigere und die vielfach Bestimmende. Manchmal war es mir, als triebe sie ihren Mann zu stark in eine Richtung, die seiner Natur nicht ganz gemäß war.

»Es ist gut, daß du da bist«, sagte sie mir

immer wieder. »Ich kritisiere meinen Mann zu sehr, er kann manchmal gar nicht atmen. — Sindest du, daß ich zu ehrgeizig für ihn bin?« fragte sie plötzlich, mich voll ansehend.

»Ja«, antwortete ich ehrlich, »du läßt seiner Eigenart zu wenig Raum.«

Er war ein sehr fröhlicher Gesellschafter, er sang sehr schön, denn er hatte einen wundervollen Tenor, ging gern auf die Jagd und war ein berühmter Mazurkatänzer, dabei aber ein unendlich gewissenhafter und liebevoller Seelsorger, der seine Gemeindeglieder genau kannte und zu dem sie mit allen ihren Sorgen, auch den praktischen, kamen.

»Du betonst vielleicht zu sehr das Geistige im Leben, das andere hat auch sein Recht«, sagte ich.

»Es ist mir aber schrecklich, wenn mein Mann auf die Jagd geht«, brach sie heftig los, »ich möchte ihm ein Versprechen abnehmen, daß er es nicht tut.«

»So hab doch Geduld«, sagte ich, »vielleicht gibt er es allmählich von sich aus auf. Du wirst ihm dazu helfen, denn dazu bist du doch da.«

Bis auf ihre Kränklichkeit schien ihr Leben wolkenlos, denn ihr Mann hielt ihr jede Sorge fern.

Die Kinder waren ganz auf die Eltern eingestellt, immer hing eins von den kleinen Geschöpfen an der Mutter Hand oder an ihrem Kleide. Für mein Gefühl spielten sie eine zu große Rolle im Hause, überall mußten sie dabei sein, und wir konnten keinen größeren Spaziergang machen, ohne daß die beiden Ältesten mitgenommen wurden. Das machte mich oft ganz ungeduldig, denn ihre kleinen Kräfte erlahmten, und wir mußten sie häufig nach Hause tragen. Sie schlossen sich sonst an niemanden und lehnten jeden fremden Einfluß ab. Vergebens warb ich um ihr Zutrauen.

»Kinder sind immer das Wichtigste im Hause«, sagte Mary, »für ihre Seelen trägt man die stärkste Verantwortung.«

»Ich gebe es zu«, war meine Antwort, »aber sie dürfen es nicht zu sehr merken. Du aber werde nur keine fanatische Mutter, für dich ist die Gefahr durchaus da«, schloß ich lachend.

Als ich fortfuhr, nahm ich ein wunder-  
schönes Bild von Marys Leben mit mir.

»Wird es immer so bleiben?« fragte ich  
mich bei meiner einsamen Heimreise.

Da traf sie ein Schlag, wie er härter  
kaum gedacht werden konnte. Ihr zweites  
Kind, ein schöner, blonder Knabe, er-  
krankte an Krämpfen. Als Mary mir dar-  
über schrieb, erschrak ich bis ins Herz hinein  
und ahnte Schweres. Der Arzt hatte die  
Form der Krankheit erst ganz ungefährlich  
hingestellt.

»Es wird sich geben«, sagte er immer wie-  
der. Er wollte wohl die Eltern schonen und  
sie erst allmählich vorbereiten. Es stellte sich  
aber bald heraus, daß die Krankheit unheil-  
bar war, und ein trostloses Leben lag vor  
dem reichbegabten, geliebten Kinde. Ich  
hatte keine Briefe von Mary aus jener Zeit.  
Sie trug mit ihrem Mann allein und still  
ihren Schmerz, bis sie sich durchgerungen  
hatte. Dann erhob sie ihr Haupt, und erst  
jetzt wurde sie ganz, was sie sein konnte,  
eine rechte Frau und eine rechte Mutter,  
eine Lebenshelferin für den Mann. So viele

Kräfte, die in ihr geschlummert hatten, erwachten. Sie beugte sich in Gehorsam vor Gott und half ihrem Mann, der an diesem Herzeleid fast zerbrach, Schritt für Schritt aus der Dunkelheit ins Licht. Von diesem unbeschreiblichen Schmerz an nahm ihre Entwicklung eine ganz andere Richtung als bisher. Aus der verwöhnten, oft mit dem Leben phantastisch spielenden Frau wurde sie eine von denen, die bei aller körperlichen und seelischen Zartheit Heldinnen werden können.

Die Eltern versuchten zuerst, ihr krankes Kind im Hause zu behalten, aber auf die Dauer ging das nicht, und das namenlos Schwere, die Trennung vom Kranken, wurde eine Nothwendigkeit. Wieder war es Mary, die diese zuerst um der anderen Kinder willen erkannte, und sie, die Leidenschaftliche, Schnelle, wartete geduldig, bis auch ihr Mann sich in die Trennung finden konnte. Sie brachten ihr Kind in eine Anstalt nach Riga. Zuerst konnten sie den Kranken noch in den Ferien heimnehmen, dann mußte auch dieses aufhören.

Nach all diesen tiefgreifenden Erfahrungen, als der Strom des äußeren Lebens wieder in seinem alten Bett dahinfloß, besuchte ich Mary einmal im Sommer, und die Zeit, die ich damals in ihrem Hause verbrachte, war so wunderschön, wie ich dort noch keine erlebt hatte. Nun war Marys Haus voll fröhlicher Kinder, fünf an der Zahl ohne den fernen Kranken. Es war wieder ein sonniges Leben, das man mit Kindern und Gästen führte. Es wurden Ausflüge gemacht, Geburtstage wurden gefeiert, der Pastor holte sogar seine alten Tanzkünste heraus, und im großen Saal wurde Mazurka getanz, wobei die Kinder, die sich schon auf den Füßen halten konnten, mit-sprangen. Ihr Leben war aber doch trotz aller Fröhlichkeit ein anderes als früher, noch innerlicher und vertiefter, ich möchte sagen, geheiligter, nur auf das eine gerichtet, Gottes Willen zu erkennen und ihn zu erfüllen. Der Schmerz um das franke Kind war äußerlich zurückgetreten, aber tief im Herzen der Eltern hörte die Wunde nie auf zu bluten; doch es war ein Schmerz, der ihr Leben erhöhte.

Als ich den letzten Abend vor meiner Abreise mit Mary auf unsrem Lieblingsplatz im Garten unter der alten Ulme saß, mit dem Blick in die Ferne auf den Fluß, der sich zu unsren Füßen wie ein silbernes Band durch die Wiesen wand, sagte Mary:

»Ich habe einen Wunsch, den nur du mir erfüllen kannst.«

Sie schwieg, und ich sah sie erwartungsvoll an. Dann sprach sie ihren Herzenswunsch aus, sie bat mich, ihr zu versprechen, daß ich von nun an jeden Sommer zu ihnen käme, ihr Haus solle mein Ruhepunkt in den Ferien sein, ich müsse mein eigenes Zimmer dort haben, das mit meinen Sachen eingerichtet und jederzeit zu meinem Empfang bereit sein würde. Mein häusliches Leben hatte sich so gestaltet, daß ich mich in den Ferien freier bewegen konnte.

»Du bist nun so ganz mit unsrem Hause und den Kindern verwachsen«, fuhr sie fort, »und das soll so bleiben, bis wir beide unsre Augen schließen.«

Ihre Hände faßten nach den meinen, ihre schmalen, schlanken Hände.

»Ja«, sagte ich leise, »das will ich tun, denn ich gehöre ganz zu euch, und bei euch ist für mich ein Stück Heimat.«

So saßen wir Hand in Hand und schauten in die Ferne.

»Ich habe so lange um dich geworben«, sagte Mary lächelnd. »Ich weiß, daß du mich immer lieb hattest, aber dein reiches Leben hätte sich nicht anders gestaltet, wenn ich darin gefehlt hätte, während du für mich die Einzige warst, ohne die ich mir mein Leben und meine Entwicklung nicht denken könnte.«

Ich sah sie erschrocken an und wollte ihr widersprechen.

»Du warst mir auch die Einzige, ich liebte dich wie meine jüngere Schwester —«

Sie unterbrach mich.

»Du mußt nicht denken, daß ich traurig darüber bin, auch das Werben war schön.«

Da trat ihr Mann aus der Tür und blieb suchend auf der Veranda stehen. Er erblickte uns unter unsrem Lieblingsbaum und kam näher.

»Nun kommt Monika jeden Sommer zu uns«, sagte Mary und sah mit strahlendem

Lächeln zu ihm empor. »Sie hat es mir eben versprochen.«

Er hob seinen Blick, sah mit hellen, ernstesten Augen in die Ferne und schwieg. Später habe ich oft an diesen Blick gedacht. Vielleicht wußte er damals schon, was wir nicht ahnten, daß es für ihn der letzte Sommer war, den er auf Erden verbrachte.

Im Herbst nach meiner Abreise erkrankte Mary schwer. Sie war in Lebensgefahr, denn ihr Herz war schwach geworden und wollte nicht mehr arbeiten. Sie siechte durch den ganzen langen Winter hin, aber als es Frühling wurde, gab der Arzt Hoffnung auf Leben und Genesung. Doch befahl er strengste Schonung, es sollte ihr alles fern gehalten werden, was sie irgend beunruhigen könnte. Ihr Mann aber hatte sich bei der Pflege und der Angst um sein Geliebtestes überanstrengt, und der Arzt schickte ihn fort.

»Sonst haben wir zwei Patienten im Hause«, sagte er, und der Pastor versprach lächelnd zu gehorchen.

Mary schrieb später von dieser Zeit:

»Diese letzten sonnigen Frühlingstage

waren der Höhepunkt unsres Lebens. Eine Sessel nach der anderen, alles, was uns drückend war, fiel ab, und es war ein Friede und ein Glück in unsrem Hause, wie es nur der Abglanz der Ewigkeit sein kann.«

So trennten sie sich. Er war zu Verwandten gereist, und auf einem Spaziergang, den er mit seinem Schwager machte, stand sein Herz plötzlich still, und er sank ohne einen Laut zu Boden. Keiner wagte Mary die Nachricht zu bringen.

»Sie wird daran sterben«, hatte der Arzt gesagt.

Schon war die Leiche ihres Mannes im Sarge unterwegs, die Glocken seiner Kirche läuteten, aber Mary wußte immer noch nicht, für wen. Ihr Vater wurde erwartet, von ihm sollte sie alles erfahren. Als er aber an ihrem Krankenbett stand, brauchte er kein Wort zu sagen.

»Gotthold ist tot«, sagte sie leise, »ich weiß es«.

Später schrieb sie mir:

»Wenn ich jetzt das Kapitel über den Gang nach Emmaus lese — es ist der Text,

über den Gotthold zuletzt gepredigt hat — ist es mir, als sei mein lieber Mann auch so wie die beiden Jünger dorthin fortgegangen, wo sein Herz vor Liebe und Freude immer brennt, wo seine Augen aufgetan sind und er Gottes Wahrheit und Herrlichkeit schaut. Nach dem Schluß des Gottesdienstes war er damals noch einmal allein in die Kirche getreten, hatte sie lange, lange angesehen und hatte beim Hinausgehen zum Kirchenvormund gesagt:

»Nun habe ich euch zum letzten Mal gepredigt.«

Als er nach Hause kam und mir mit strahlenden Augen von seiner Predigt erzählte, wußte ich schon damals ganz genau, daß Gott eine neue, schöne Freudigkeit in sein Herz gelegt hatte, und ich weiß jetzt, daß er ebenso freudig neben seinem Herrn wandelt wie die beiden Jünger damals.

»O, daß unsre Seele würde  
frei vom Druck der Erdenbürde,  
frei von Sünden unser Wille,  
Unser Herz voll Sabbatstille!«

Wunderbar ist mir's immer, wenn ich an die unbeschreibliche Ruhe und das Vertrauen denke, mit dem Marys Mann mit diesem Ruf Gottes in seinem Herzen seine letzten Lebenszeiten verbrachte. Er wußte, daß er seine Familie fast mittellos zurücklassen mußte, die zarte Frau, die sechs Kinder, den franken Sohn. Kein Wort der Sorge, keinen Laut der Angst hat jemand von ihm darüber gehört.

»Sie sind alle in Gottes Hand«, sagte er mir einmal im letzten Sommer. »Er wird besser für sie sorgen, als ich es kann. Wenn Gott mich ruft, gehe ich ruhig.«

Und diese Ruhe war auch auf Mary übergegangen, sie sorgte sich nicht. Auch sie wußte sich und ihre Kinder in treuester Hut.

Ein junger Freund ihres Mannes wurde dessen Nachfolger. Ein Jahr lebte Mary in den alten Verhältnissen, dann zog sie in ein kleines Haus, das die Gemeindeglieder für sie gekauft hatten. Es lag im sogenannten »Sakelwerk«, wie man bei uns ein kleines Landstädtchen nennt. Die großen Kinder kamen in Pension, die beiden Töchter waren in

mein Haus gekommen, die jüngsten Knaben blieben fürs erste bei ihr. Sie lebte so freudig, war so leistungsfähig, wie ich sie nie gekannt hatte. Zuerst war es wohl bitter schwer für sie, denn sie lebte nur von Unterstützungen, und das mußte gelernt werden. Aber sie wahrte sich ihre innere Freiheit dabei, klagte nie darüber, dankte nur und war eine Quelle der Kraft für alle, die in ihre Nähe kamen. Ihr Leben war ganz ausgefüllt, denn die früheren Gemeindeglieder ihres Mannes hingen sehr an ihrer lieben Pastorin und suchten sie oft auf, und sie stand ihnen mit klugem und praktischem Rat zur Seite. Aus dieser Zeit schrieb sie mir :

»In Deinem letzten Brief schreibst Du, daß Dir manche Illusion genommen ist und daß Du doch nicht ärmer dadurch geworden bist. O, wie ich das mit ganzer Seele verstehe! — Wenn uns ein Schleier nach dem anderen von den Augen genommen wird und wir die Wahrheit sehen in uns selbst, in der Welt und in allen Verhältnissen, dann verstehen wir, was der Herr meint, wenn er sagt, »die Wahrheit wird uns frei machen.«

Mit der Freiheit zugleich kommt eine nie geahnte Kraft über uns, und obgleich wir die Sünde und alles Häßliche im Leben mehr sehen als sonst, so sind wir doch reich und stark, denn unser Reichthum und unsre Stärke und unsre Freude liegt in der unver-siegbaren Quelle von Gottes Treue und Liebe. Ich wäre fast verzagt, als ich aus dem stillen Krankenzimmer nun allein in die Weltenwogen mußte und niemand mich schützte. Ach, Du glaubst nicht, wieviel Schweres über mich hereinbrach! Aber ich habe auch das mit der eigenen Schuld zusammen zu dem Herrn getragen und ihn dringend gebeten, mir ein härteres Fell und schärfere Zähne zu geben, damit ich mich durch alles hindurchbeißen könnte, damit ich lerne, der Wirklichkeit fest und ruhig ins Auge zu sehen.«

Weiter schreibt sie: »Gottes Treue ist der einzige Anker für meine Schwachheit, und ich gehe vorsichtig Schritt vor Schritt und lege täglich meinen Willen in Gottes Hand.«

Einmal habe ich sie in ihrem Häuschen besucht. Wie klein waren die Räume, wie be-

scheiden ihr Leben gegen den breiten Stil des früheren. Aber sie zeigte mir ganz stolz ihr kleines Gärtchen mit den wenigen Beerensträuchern und den jungen Obstbäumen. Sie hatte nur ein Dienstmädchen, und viel Hausarbeit fiel ihr zu, sie aber war glücklich, daß sie sie leisten konnte.

»Ich liebe jetzt viel mehr zu arbeiten als zu denken«, sagte sie. »Ich habe mein Leben lang zu viel gedacht und zu wenig gearbeitet.«

Sie war gar nicht das, was man eine »Verklärte« nennen konnte. Sie lebte ihr Christentum wahrhaftig und ungesteigert, und dem Leben und seinen Forderungen gegenüber konnte man sie fast nüchtern nennen. Manchmal brach ihr altes, hitziges Temperament durch, was mich jedesmal sehr freute und worüber ich oft von Herzen lachen mußte. So saßen wir einstmal im Garten beisammen, die Kinder spielten auf dem Rasenplatz, und ich freute mich am Gesicht eines ihrer kleinen Jungen, dessen Profil fein und kühn geschnitten war. Ich sprach es aus.

»Und denke dir doch«, rief Mary eifrig, »als er geboren wurde, hatte er eine ganz

flache Nase! Ich war so wütend auf ihn, daß ich ihn hätte ohrfeigen mögen, als ich ihn zum ersten Mal sah.«

Ihre Kräfte hatten sich so gehoben, daß sie in diesem Sommer ganz regelmäßig Spaziergänge in den Wald mit mir machte, was in den früheren Jahren nur selten geschehen konnte. Auf einem dieser Gänge blieb sie stehen und sagte unvermittelt:

»Ich werde dir etwas sagen, womit du unzufrieden sein wirst. Aber es hilft dir gar nichts, du mußt dich finden. Gottholds Nachfolger hat um meine Tochter Ina geworben. Er will aber ein Jahr warten, bis sie mit der Schule fertig ist, ehe er es ihr sagt.«

Sie hatte ganz recht, daß ich nicht sehr froh darüber war. Nicht, daß ich etwas gegen den Mann haben konnte, in dessen Händen wir das Leben unsres lieben Kindes geborgen wußten, sondern weil sie mir zu jung erschien für das Große und die Verantwortung, die schon um ein Jahr auf ihre junge Seele gelegt werden sollte. Eben war sie noch ein Schulkind, nun sollte sie direkt vom Schultisch in die Ehe. So reif sie einer-

seits war, so unentwickelt und kindlich war sie andererseits, und es war mir, als würde ihr durch die zu frühe Ehe ein Stück Leben vorenthalten, weil sie aus der Kindheit ohne Übergang der Jugendzeit in ein Leben voll ernster Pflichten gehen mußte. Würde das Leben diesen Sprung in ihrer Entwicklung überbrücken?

In dem Jahre, das diesem Sommer folgte, hat Mary mir oft geschrieben, denn sie konnte nichts erleben, ohne es mit mir zu teilen. Dabei hatte unser Verhältnis zueinander sich langsam gewandelt, nun war sie die Führende geworden, und ich folgte ihr, denn sie war mir weit voraus im Siege über das Leben, während ich noch sehr damit kämpfte. Auch war es seltsam, daß ich nun oft die Sitzigere von uns beiden war. Wir stritten in aller Liebe manchmal miteinander, namentlich wo es sich um die Kinder handelte. Ich wollte sie zu Entschlüssen drängen, die ich für notwendig hielt, aber sie konnte nur den Weg gehen, den sie von sich aus als den richtigen erkannte, die Entschlüsse fassen, die sie aus ihrem eigensten

Leben, das ganz in Gottes Willen gestellt war, für die richtigen hielt.

Es sind nur wenige von ihren Briefen an mich erhalten, der Krieg und die Bolschewikenzeit nahmen mir den größten Teil dieser schönen, tiefen Erinnerungsblätter. Aber aus den wenigen Briefen, die ich mein eigen nenne und in denen ich oft lese, spricht eine Liebe, so stark, so tief, so heiligend, daß sie mich noch jetzt erschüttert, und mir ist es, als wäre solch eine Liebe wie die ihre mir nie wieder im Leben begegnet. Aber nicht nur mich schloß sie in diese Liebe ein, sondern alles, was ich zu ihr brachte. Auch mit der Not anderer, die mein Herz bedrückte, konnte ich zu ihr kommen. Sie machte sie zu ihrem eigenen Erleben, nahm sie an ihr Herz und lehrte mich, sie im Ewigkeitslicht zu schauen. Über eine Nervenranke, die uns beiden nahe stand, schrieb sie einmal:

»Ich las gestern abend im achten Kapitel des Johannes-Evangeliums, wo Jesus davon spricht, daß die Kinder der Finsternis nicht mehr die Wahrheit reden können, wie sie auch nicht mehr wissen, was Wahrheit

und was Lüge ist. Und wir alle, die wir Gottes Geist nicht genug Raum geben, können ein Stück davon erfahren, daß wir nicht mehr die Wahrheit erkennen können. Sind wir nicht alle wie der Blinde am Wege von Jericho, der da bettelt und ruft: ‚Herr, du Sohn Davids, erbarme dich mein!‘ Und wenn der Herr sich mit seiner freundlichen Frage zu uns wendet, müssen wir nicht alle bitten: ‚Herr, daß ich sehend werde!‘

Sie sehnte sich ihr ganzes Leben hindurch heiß nach Erkenntnis der Wahrheit, und sie wurde ihr geschenkt. Von Stufe zu Stufe stieg sie zur Erkenntnis empor, und ich sah ihr staunend nach. Sie schreibt weiter:

»Ich sehe, daß Gott Dir schwere Lasten auferlegt, aber ich weiß auch, daß er die liebevollsten Absichten dabei hat, daß er andere, neue und unbegreifliche Kräfte in unsre Seele legen will. ‚So jemand meines Vaters Willen tut, der wird erkennen, ob meine Lehre von Gott sei.‘ Das einfache, schlichte Gottes-Willen-tun ist das einzige, was uns in den dunklen Zeiten helfen kann.«

So schrieb sie, so dachte sie und so lebte sie.

Und dann kam das Letzte, das Schwerste für jeden Menschen, ein schweres Leiden, ein schweres Sterben.

Ina hatte die Schule beendet und verließ mein Haus, sie war siebzehn Jahre alt. Nur wenig Tage war sie daheim, dann kam der junge Pastor in Sturm und Gewitter und holte sich seine Braut. Im Herbst darauf war die Hochzeit.

Im nächsten Frühling kam Mary auf einige Zeit nach Riga. Sie hatte den ganzen Winter gekränkelt, zuletzt wurden ihre Schmerzen so unerträglich, daß sie sich einer Spezialbehandlung unterziehen mußte, doch fand sie keine Linderung ihrer Leiden. Der Arzt wünschte eine Operation, und mit der Ruhe, Klarheit, fast Heiterkeit, die jetzt ihr ganzes Sein erfüllte, entschloß sie sich zu diesem schweren Schritt.

Ihr kranker Knabe war heimgegangen.

»Gott hat mir dieses Leid von der Seele genommen«, sagte sie. »Überlebe ich die Operation nicht, um meine anderen Kinder Sorge ich mich nicht, die werden alle ihren Weg finden. Mein Kranker aber hätte un-

94

endlich gelitten, hätte ich ihn allein zurücklassen müssen.«

Sie ordnete alles für den Fall ihres Todes, ruhig und klar sprach sie darüber, denn das Leben, das nach dem Tode ihrer wartete, war ihr nahe, ich möchte fast sagen, vertraut.

Die Kinder waren in die Stadt gekommen, ihre drei Knaben lebten bei mir, und wir warteten getrostes Mutes auf die Entscheidung des Arztes.

Der Operationstag war angebrochen, da traf uns ein Schlag, unerwartet und erschütternd: beim ersten Schnitt sah der Arzt, daß alles zu spät war, sie mußte sterben.

Als ich sie wieder sah, strahlte ein solcher Friede aus ihrem zerstörten Antlitz, daß auch ich ganz still und friedvoll wurde. Unter unsagbaren Qualen wurde sie nach Hause gebracht. Wie sie die lange Wagenfahrt auf schlechten Wegen zurücklegte, ist mir immer ein Rätsel gewesen, aber es wachten oft ungeahnte Kräfte in ihr auf, und ihre ganze Seele sehnte sich heim. Man brachte sie in ihr altes Pastorat zu ihren Kindern. Dort

wollte sie sterben, wo sie so sehr glücklich gewesen war. —

Im Spätsommer besuchte ich sie auf einige Wochen. Wir wußten beide, daß es unser letztes Beisammensein auf Erden sein würde. Ihr erstes Großsöhnchen war geboren.

»Gott ist so unbeschreiblich gütig zu mir gewesen«, sagte sie strahlend, »daß ich ein Großkindchen in den Armen halten durfte. Nun wünsche ich mir nichts mehr auf Erden.«

Die Zeit, die wir zusammen waren, gehört zu dem Schönsten, was ich erleben durfte. Das »wirkliche Leben«, wie sie es nannte, war so nah, das Erdenleben rückte immer ferner, und eine starke Sehnsucht erfüllte mein Herz nach »der Stadt der goldenen Gassen«. Mary lächelte, als ich es aussprach.

»Du hast noch viel auf Erden zu tun«, sagte sie, »noch viel zu arbeiten, zu lieben und zu leiden«.

Es gab nur eins, was sie manchmal beunruhigte und quälte, das war das Gefühl ihrer eigenen Sündhaftigkeit, aber auch das

ging zur Ruhe über dem einen Spruch, der ihr Lieblingspruch war: »Ich werde bei dem Herrn sein allezeit.«

Diese Zeit unfres letzten Beisammenseins war so reich, daß der Abschied fast seinen Stachel verlor. Als ich durch die goldene Herbstwelt heimfuhr, fühlte ich mit unaussprechlicher Dankbarkeit, welch ein Segen Mary in meinem Leben gewesen war und immer bleiben würde.

Wenige Wochen nachher erhielt ich ihre Todesnachricht.

Marys älteste Tochter fragte mich einmal, worin die Macht bestand, die ihrer Mutter über die Menschenherzen gegeben war. Ich weiß nur eine Antwort: es war die Liebe.

## Marys Töchter

Marys Töchter hießen Ina und Anni-Monika. Ina war vier Jahre alt, als ich ihre Eltern zum erstenmal besuchte. Sie war ein kleines, stämmiges Ding mit einem runden, rosigen Gesichtchen, hell wie eine Apfelblüte. Ihr Haar war dunkel, aus tiefblauen Augen schaute sie ein wenig finster und scheu auf mich und verbarg sich beständig hinter ihrer Mutter. Ihr kleines Schwesterchen war sechs Wochen alt, sie war meine Tauftochter. Als sie geboren wurde, blühten die Anemonen weiß im Walde, die Zimmer waren voll dieser lichten Frühlingsboten, und vor dem Fenster sang eine Nachtigall die ganze Nacht. Die Mutter nannte sie: »meine Frühlingsblume«, »meine Anemone«, als sie mir von der Geburt dieses Kindes schrieb.

Es war gegen Abend, als ich nach einer langen Eisenbahn- und Wagenfahrt im

98

Pastorat anlangte. Mary ließ mir kaum Zeit, meine Reiskleider abzulegen.

»Du mußt mein Kind sehen, dein Tauf-  
töchterchen«, sagte sie in ihrer stürmischen  
Art, faßte mich bei der Hand und führte mich  
ins Kinderzimmer, wo ihr Jüngstgeborenes  
schief.

Ich trat an ihr Bettchen und strich leise  
über ihre kleinen rothigen Hände, die auf der  
Decke lagen. Ihr Schlaf war so tief, daß sie  
gar nicht erwachte, als ihre Mutter sie aus  
dem Kissen hob und in meine Arme legte.  
Ich sah bewegt auf sie herab; ahnungslos  
schlummerte sie einem Leben entgegen, von  
dem niemand von uns wußte, wie es sich  
gestalten würde.

»Dieses Kind schenke ich dir«, sagte Mary,  
»es soll immer zu dir gehören, und wenn ich  
nicht mehr da sein sollte, wirst du wie eine  
Mutter über seinem Leben wachen.«

Ich legte die Kleine behutsam in ihre  
Kissen zurück, sie schlief noch immer. Durch  
die offenen Fenster schien die Sonne, blühende  
Büsche dufteten vom Garten herein, und  
draußen sangen die Vögel. Ich aber dachte,

daß das Leben dieses Kindes unter den strahlenden Augen seiner Mutter schön und poetisch sein würde. Eine große Freude erfüllte mein Herz, und ich gelobte still, es zu lieben, wie eine Mutter ihr Kind liebt.

Nach einigen Jahren führte der Sommer mich wieder ins Pastorat meiner Freunde, Ina war sieben Jahre alt, Anemone drei. Die beiden kleinen Mädchen waren unsagbar scheu, immer auf der Flucht vor mir, was mich betrübte, denn ich war eine Kinder-tante und gewohnt, daß die Herzen der Kleinen mir zuslogen. Als ich mit der Mutter darüber sprach, gestand sie mir ein wenig verlegen, daß sie daran schuld sei. Sie hatte die Herzen ihrer Kinder in ihrer großen Vorfreude über mein Kommen mit derartigen Schilderungen über mich erfüllt, daß die Kleinen mich für ein höheres Wesen ansahen und sich vor mir fürchteten.

»Es wird sich schon geben«, sagte Mary, sich und mich tröstend, »wollen wir nur Geduld haben.«

Wieder waren Jahre vergangen, Marys Mann war gestorben, und großes Herzeleid

war über das sonnige Haus gekommen. Mary hatte ihr Pastorat verlassen müssen und lebte in einem kleinen Häuschen in der Nähe ihres alten Heimes. Ihre beiden Töchter besuchten in Riga die Schule und waren meine Hauskinder.

»Ich weiß keinen Menschen auf der Welt, dem ich meine Kinder lieber anvertraue als dir«, sagte Mary, als sie die jungen Hände ihrer Töchter in die meinen legte. »Du wirst ihnen das geben, was ich ihnen nicht geben kann, und sie sollen mit dir verwachsen und zu dir gehören, als wären sie deine eigenen Töchter.«

Zuerst waren sie immer noch ein wenig scheu und beobachteten mich unausgesetzt. Es war mir manchmal fast beunruhigend, mit jedem Wort und jeder Bewegung unter der Kontrolle dieser unerbittlich klaren Kinderaugen zu stehen. Allmählich aber löste sich die Fessel, sie wurden zutraulich und lustig, namentlich Ina war voll kindlicher Fröhlichkeit, schwatzte und lachte und war immer hinter mir her, weil sie immer etwas zu erzählen und zu fragen hatte. Anemone

war viel stiller und verschlossener ; man hatte das Gefühl, daß sie mit hellen Augen alles beobachtete, was um sie her vorging, sich aber nur selten darüber aussprach, was sie dachte und innerlich erlebte. Ina hatte viel von ihrem Vater, sie war eine harmonische Natur, zum Glückhsein und Glückh-machen geschaffen. Sie war noch ein ganzes Kind, und ich dachte manchmal mit Sorgen der großen Verantwortung, die das Leben für sie schon bereit hielt.

Die Jahre, die die Schwestern in meinem Hause verlebten, gingen rasch zu Ende. Ina hatte die Schule beendet, die Ferien waren da, und die beiden Kinder kehrten heim. Nur wenige Tage war Ina zu Hause, dann verlobte sie sich mit dem Nachfolger ihres Vaters. Wie im Traum glitt sie aus dem Kinderland hinüber in ein reiches Leben voller Liebe, aber auch voller Ansprüche, die fast zu groß für ihre junge, kindliche Seele waren. Aber sie war stark und lernte die Lasten tragen, sie war ihrem Leben gewachsen. Im ersten Jahr wurde ihr ein Kindchen geboren, sie war fast selbst noch ein Kind ; und dann

starb die Mutter nach schwerem Leiden in ihrem Hause.

Es kam ein Sommer voll Blütenduft und Vogelsingen, der mich wieder an die geliebte alte Stätte führte. Inas zweites Kindchen, ein kleines Mädchen, war geboren; ich fand vieles im Hause verändert. Auf der ganzen Reise hatte mich eine leise Angst erfüllt: wie würde es sein, alles ohne Mary wiederzusehen? Würde es mir nicht zu weh tun? Dieses Gefühl der Angst wollte mich auch nicht verlassen, als ich die vertrauten und doch fremdgewordenen Räume betrat, denn sie, die in diesem Hause das Leben bedeutet hatte, fehlte. Ina faßte meine Hand.

»Ich will dir mein kleines Kind zeigen«, sagte sie leise.

Sie verstand alles, was mich bewegte, ich brauchte nichts zu sagen.

»Marys Tochter«, dachte ich.

Sie ließ meine Hand nicht los und führte mich auf die Veranda, wo an einer geschützten Stelle ein Kinderwagen stand. Sie schlug die Vorhänge zurück, und ich beugte mich über die schlafende Kleine. Ich forschte

nach einer Ähnlichkeit, es war doch Marys Großtöchterchen. Da erwachte sie, schlug die Augen auf und sah mich ernsthaft an. Sie war von ganz anderer Art als die Kinder der früheren Generationen, die ich gekannt. Dunkel und schmal schaute sie aus grauen Augen auf mich, Augen, die von schwarzen Wimpern umschattet waren.

»Sie heißt Mary«, sagte Ina, und in ihrer Stimme lag ein feierlicher Klang. Sie deckte das kleine Kind wärmer zu, denn vom Garten wehte schon die Abendkühle herauf. Ihre Hände faßten dabei ihr Töchterchen, wie Marys Hände ihre Kinder gefaßt hatten. Es lag eine große Liebe und stille Ehrfurcht in dieser Bewegung. Ich fühlte es heiß in meine Augen steigen.

Nun folgten wunderbare Tage, alles war vertraut und lieb und doch wieder anders als früher. Ich ging die alten Gartenwege, und die Vergangenheit trat aus dem Schatten der Bäume auf mich zu und ging neben mir her. Ich saß unter der alten Ulme und sah auf den Fluß hinaus, der Duft von Levkojen und Reseden lag schwer in der Luft.

Das Lachen junger, fröhlicher Stimmen klang vom Fluß herauf. Die alte und die neue Zeit gingen in diesem Leben so dicht nebeneinander her, daß ich die Gegenwart oft vergaß und Ina mit dem geliebten Namen ihrer Mutter nannte. Ich wohnte in dem Zimmer, das Mary einst für mich bestimmt hatte und fühlte, wie meine Lebenswurzeln sich ins neue Erdreich senkten und wie ich in diesem Hause heimisch wurde.

Ina war eine sehr sorgfältige Hausfrau und führte ihr Haus trotz ihrer Jugend mit fester Hand und sicherem Blick.

»Siehst du, daß deine Ermahnungen gefruchtet haben«, sagte sie lachend. »Du hast es uns so oft eingeprägt, daß für das Glück der Ehe Ordnung im Hause notwendig sei.«

Das Pastorat war voller Jugend in allen Altersstufen, denn es bildete in den Ferien den Sammelplatz für Inas sämtliche Geschwister und für die elternlosen Neffen und Nichten des Mannes. Wieder wurde die Liniendroschke hervorgeholt — auf dem Boock saß der alte Peter, der nun der zweiten Generation als Kutscher diente — man fuhr

in den Wald, lagerte am Fluß beim Echo, trank Kaffee auf dem grünen Rasen und sang Quartette. Abends saßen wir auf den Treppenstufen der Veranda, und am Sonnabend zog alles auf den Kirchhof, um die Gräber für den Sonntag zu schmücken. Am Sonntag während des Gottesdienstes saßen wir wie einst in der großen Lindenlaube im Garten, die Fenster der Kirche standen weit offen, die Stimme des Pastors und das Singen der lettischen Gemeinde drangen deutlich zu uns herüber. Es war alles so, wie es vor Jahren gewesen war. Das Vermissten schwieg allmählich in meinem Herzen, die Gegenwart war reich und sonnig, und der Schmerz um das Gewesene konnte nicht immer lebendig bleiben.

Ich bin dann zu allen Jahreszeiten im Pastorat gewesen, und das, was Mary geträumt und gewünscht hatte, erfüllte sich im Hause ihres Kindes. Ich sah den Garten im ersten Frühlingsgrün, wo der Abhang zum Fluß blau von Veilchen war, ich sah ihn in der schneeigen Blüte seiner Obstbäume schimmern und im Herbst mit seinen reichbelade-

nen Fruchtbäumen. Auch im Winter bin ich dort gewesen und durch den tiefverschneiten Winterwald gefahren, in dem ein großes feierliches Schweigen herrschte und nur das Läuten der Schlittenglocken durch die tiefe Stille klang.

Mitten in den Frieden dieses Lebens fiel die Revolution 1905. Mit einem eben geborenen Söhnchen mußte Ina und ihre Familie ihr schönes Heim verlassen und in die Stadt flüchten. Als der Aufruhr im Lande sich gelegt hatte, kehrten sie wieder zurück. Es kamen noch friedliche Jahre, ein Kind nach dem anderen wurde geboren, und heller Jubel und frohes Lachen klangen wieder durch die weiten Räume des Pastorats. Der Mann umgab Ina, wie die Frauen dieser Familie es gewohnt waren, mit zarter Liebe und Fürsorge, er hatte weiche Hände bei der Führung seiner jungen Frau.

Dann begann der Weltkrieg. Im zweiten Kriegsjahr mußte der Pastor sein Amt auf dem Lande aufgeben. Er verließ mit seiner Familie sein Pastorat für immer und zog in die Stadt.

Viel Glück, viele Liebe, viel Reichthum, aber auch unsagbar viel Herzeleid ist über Inas Leben hingegangen. In der Zeit der Bolschewikenherrschaft kam ihr Mann ins Gefängnis, krank und arm blieb sie mit ihrer Kinderschar zurück und wußte so manchen Tag nicht, womit sie alle sattmachen sollte. Durch ein Wunder wurde ihr der Mann nach langer Gefängnishaft zurückgegeben. Von ihren sechs Söhnen mußte sie vier zu Grabe tragen, der Älteste fiel, noch nicht siebenzehnjährig, in der Landeswehr bei der Verteidigung unsrer Heimat, und jeder nahm durch sein Sterben ein Stück ihrer Lebenskraft mit sich ins Grab. Aber sie war die Tochter ihres Stammes, in ihrer Seele lagen hohe Kräfte verborgen. Immer wieder hob sie ihr Haupt, und die Schmerzen wurden ihr eine Stufe zu höherer Erkenntnis, weil sie sie in Gehorsam aus Gottes Hand nahm.

Unser Verhältnis blieb das alte, innige, vertrauende, und mir war es oft, wenn sie bei mir war, als sei sie wieder ein Kind, das fragend und suchend nach meiner Hand faßte.

Mit Ina hatte auch Anemone mein Haus verlassen. Sie wurde zu frühreif unter dem künstlerischen Einfluß meines Lebens, und ich fürchtete, ihr etwas zu nehmen, was das Leben ihr nicht mehr würde ersetzen können; sie mußte unter gleichaltrige Kinder, und es fand sich ein Verwandtenhaus, wo sie gut aufgehoben war.

Sie war sechzehn Jahre alt, ein hübsches, schlankes Mädchen und erinnerte im Aussehen an ihre Mutter. Aber der Ausdruck ihres Gesichts, namentlich der Augen, war ein anderer. Es fehlte ihr das Strahlende und Kindliche, das dem Antlitz der Mutter seinen unendlichen Reiz gab. Sie blickte sehr ernst aus ihren grauen Augen.

Wir hatten uns wenig gesehen, seit sie nicht mehr mein Hauskind war, und sie war mir gegenüber wieder sehr zurückhaltend geworden.

»Geduld«, sagte ich mir, »deine Stunde wird schon schlagen, denn dieses Kind gehört ja dir, und eben hat kein Mensch in der Welt solch ein nahes Recht an sie wie du.«

Und auch sie fühlte bald wieder in ihrem

Herzen die feste Zugehörigkeit zu mir, über die das Leben keine Macht hat.

Anemone war nicht eine von den Naturen, die ihren geraden, vorgeschriebenen Weg gehen mit einem festen Ziel vor Augen. In ihrer Anlage hatte sie von allen Kindern wohl die meiste Ähnlichkeit mit der Mutter, aber sie hatte sich ganz anders entwickelt als diese, denn sie war ein Kind ihrer Zeit und ohne den Schutz eines Elternhauses aufgewachsen. Da hatte sie schon früh lernen müssen, einsam zu sein und selbständig ihren Weg zu gehen, was für ihre Entwicklung wohl nicht immer ganz günstig war.

Durch den Krieg hatte ich jahrelang fast ganz den äußeren Zusammenhang mit ihr verloren. Sie war weit nach Rußland verschlagen worden, und nur spärliche Nachrichten kamen von ihr in die Heimat. Aber immer wieder fand sie den Weg zu mir, und wenn wir beisammen waren, gab es nichts Trennendes, sondern tiefes und selbstverständliches Verstehen. Ich habe immer an einen Stern geglaubt, der über ihrem Leben stand und sie führte, und nie habe ich mich

110

ernstlich um sie gesorgt, denn durch ihr Elternhaus war die tiefe Sehnsucht nach Gott und Vollendung in ihre Seele gesenkt worden, dieselbe Sehnsucht, die ihre Mutter so ganz erfüllte. Auf sie paßte das Wort aus dem »Faust«:

»Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,  
So will ich ihn bald in die Klarheit führen.«

Nach manchen Irrungen, nach langer Trennung, nach Bolschewikenangst und -not, nach Kriegs- und Revolutionszeiten verbrachten wir einen Sommer am Strande in Solstein miteinander. Ich lebte bei Freunden, Anemone wohnte eine halbe Stunde von mir entfernt, und wir sahen uns täglich. Es war wie ein Wunder, daß das Leben uns wieder für eine längere Zeit so nahe zueinander und in die Stille geführt hatte.

Ich sitze am Meer im Strandkorbe. Es ist ein anderer Strand als der in der Heimat, Wiesen und Kornfelder ziehen sich bis dicht ans Wasser. Ich schaue aufs weite Meer hinaus und durchdenke noch einmal das Leben meines lieben Kindes, das mir durch ihre Erzählungen wieder so nahe gekommen

ist. Sie versteht so anschaulich zu schildern, wie es eine Gabe der Frauen ihrer Familie ist. Alles ist stark, persönlich und voll leuchtender Farbe. Ich gehe mit ihr durch die Zeit der Bolschewikenherrschaft, die sie in Moskau als Krankenschwester erlebte. Sie war von den Bolschewiken auf der Straße gefangen genommen und von ihnen gezwungen worden, als Pflegerin mit ihnen zu gehen. In großer Todesgefahr ist sie gewesen, sie, die einzige Frau unter einer Schar wilder, verbrecherischer Männer. Aber sie fürchtete sich nicht, und es ist ihr keiner aus der rohen Horde auch nur mit einem Blick zu nahe getreten. Wie durch ein Wunder kam sie frei und konnte nach Deutschland flüchten, wo sie nun ihren Beruf hat. Welch ein seltsames Leben haben doch unsre früher so geschützten Frauen durch Krieg und Revolution gehabt, und wie haben sie sich bewährt!

Welche Welten aber lagen zwischen heute und der Stunde, da die Mutter mir Anemone zum erstenmal in die Arme legte und mir von der Nachtigall erzählte, die unter

112

dem Fenster sang, als dieses Kind geboren wurde.

Da sehe ich ihre hohe, schlanke Gestalt zwischen den goldenen Weizenfeldern daherkommen. Sie hat die Art der Mutter zu gehen mit ein wenig vorgebeugten Schultern. Sie trägt Schwestertracht: über der klaren Stirn liegt das weiße Schwesterntuch, und das rote Kreuz leuchtet auf ihrer Brust. Nun steht sie vor mir, ihre Augen strahlen und erinnern mich wie noch nie an die ihrer Mutter.

»Du hast mir etwas besonders Schönes zu erzählen«, sage ich, »ich sehe es deinen Augen an«.

Sie nimmt meine Hand, beugt sich tief und küßt sie. Wie sie aufblickt, sehe ich, daß ihre Augen voller Tränen sind, und doch lächelt sie. Ein großes Glück ist in ihr Leben gekommen, mit viel Not kam es, aber es war ein echtes, ganz großes.

Nun sitzt sie neben mir im Strandkorbe und erzählt, und ich horche auf ihre stille Stimme und sehe in ihr stilles Gesicht. Als sie dann schweigt und mit glücklichen Augen

über das Wasser schaut, muß ich an eine alte Sage denken : ursprünglich waren die Seelen von Mann und Frau eins, aber Gott trennte sie, als er sie auf die Erde schickte. Mit flammendem Schwert stand ein Engel vor dem Ausgang des Paradieses und erfüllte das Gebot des Herrn. So kamen sie, die im Himmelreich eins gewesen waren, getrennt auf die Erde. Aber eine Erinnerung war ihnen geblieben, und ihr ganzes Erdenleben suchten und sehnten sie sich nach der von ihnen getrennten Seele : Auch in Anemones Seele lebte diese Sehnsucht, aber die Gewißheit, daß sie sie finden würde, hat sie nie verlassen. Und nun hatte sie sie gefunden und konnte das werden, was Gott sich gedacht hatte, als er ihre Seele auf die Erde sandte.

Ich durfte es noch erleben, daß alle Hindernisse überwunden wurden, die sie von ihrem Glück trennten. Als ich sie in ihrem eigenen kleinen Heim besuchte und sie und ihr Mann mich feierlich an der Hand über die Schwelle führten, da wußte ich sie für ihre Lebenszeit geborgen.

Diese beiden Töchter Marys, die längst

die meinen geworden sind, sollen mir zur Seite stehen, wenn ich meinen letzten Erdengang antrete, und mein Gebet ist, daß es ihre Sünde sein mögen, die mir die Augen zum letzten Schlaf zudrücken.

## Inas Tochter

Es ist immer eine große Kluft zwischen Alter und Jugend gewesen, aber ich glaube, in keiner Zeit war die Kluft so tief wie in der Jetztzeit, wo die Jugend so ganz andere Wege geht und oft, durch die Verhältnisse gezwungen, gehen muß, als wir es gewohnt waren.

Die kleine Mary, die so zierlich und braun in ihrem Bettchen lag, als ich sie das erste mal sah, ist mir nicht nahe gekommen. Ich habe aber ihrem Leben trotzdem aus der Ferne mit liebevollen Augen zugesehen, war sie doch Marys Großtochter und trug ihren Namen. Serbe und zurückhaltend in ihrem Wesen, klein und zierlich, dunkelfarbig und mit dunklem Haar war sie von ganz anderer Art als ihre großen, stattlichen und hellen Ahnfrauen mit den blauen Augen und den rosigen Farben. Oft suchte ich in ihren Zügen

116

nach Verwandtem mit ihrer Großmutter, aber vergebens.

Nun ist ihr Hochzeitstag gekommen. Das Brautpaar steht am Altar der blumengeschmückten Kapelle, und Marys Vater traut sie. Seine Stimme klingt bewegt, als er zu ihnen spricht. Neben Mary steht ihr zukünftiger Mann, er ist groß und stattlich und hat ein gutes, klares Gesicht. Ich höre auf die Worte des Pastors, aber sie klingen an meinem Herzen vorüber, denn die Vergangenheit lebt zu stark und lebendig in mir. Eine nach der anderen von Marys Ältermüttern zieht in ihrer Stärke und in ihrer Anmut an meinem inneren Auge vorüber. Es ist ein reiches Erbe, das sie antritt, reich und verantwortlich. Weiß sie es? frage ich mich.

Die Trauung ist beendet. Die junge Frau hebt ihr gesenktes Haupt. Sie wendet sich, das Licht fällt voll auf ihr Angesicht, das sie zum Mann emporhebt. Es ist weiß vor innerer Erregung, und ein tiefer, heiliger Ernst liegt über den jungen Zügen. Dann bricht ein Strahl von Glück, von einem unbeschreiblichen Licht und Glanz aus ihren

Augen. Es ist ein Leuchten, wie ich es noch nie auf ihrem Gesicht gesehen habe. Und als ihr Mann sie in die Arme schließt, weiß ich, daß auch sie das große Geheimnis ihrer Ältermütter kennt und daß sie ein schönes, heiliges Erbe von ihnen übernommen hat — die Kraft zu lieben.

---

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Großmama Kühn . . . . .	7
Tante Luise . . . . .	21
Mary . . . . .	58
Marys Töchter . . . . .	98
Inas Tochter . . . . .	116

# Monika Sunnius

## Aus Heimat und Fremde

11.—17. Tausend, brosch. Mf. 2.80, geb. Mf. 4.40

## Mein Weg zur Kunst

Mit dem Bildnis der Verfasserin.

41.—45. Tausend Brosch. Mf. 4.40, geb. Mf. 6.60

## Mein Onkel Hermann

Erinnerungen an Alt-Litland. Mit Geleitwort von Hermann Jasse. Mit dem Bilde »Onkel Hermanns«. 36.—40. Tausend. Broschiert Mf. 1.60, geb. Mf. 2.80

## Baltische Häuser und Gestalten

16.—18. Tausend. Brosch. Mf. 3.—, geb. Mf. 4.60.

## Menschen, die ich erlebte

35.—38. Tausend. Brosch. Mf. 1.80, geb. Mf. 3.20

## Meine Weihnachten

51.—60. Tausend. Kartoniert 80 Pfg.

## Bilder aus der Zeit der Bolschewikenherrschaft in Riga

16.—20. Tausend. Kartoniert 30 Pfg.

Monika Sunnius, unsere deutsche Schwester aus dem Baltikum, ist im Reich noch lange nicht so bekannt, wie ihre klare Erzählerkunst und ihre gütige Menschlichkeit es verdienen. Pflichttreue, Menschenliebe und Gottvertrauen — das ist ihr Dreiklang, in dem ihr vorbildliches Wesen sich zusammenschließt. Sie, die Sängerin und gesuchte Gesangspädagogin, hat im Alter zur Feder gegriffen um die Erinnerungen eines reichen Lebens aufzuzeichnen. Wer ihre Bücher zur Hand nimmt, öffnet sich selbst die Tür zu stillen, sonnigen Gärten. Jeder wird sich der Erzählerin bald geschwisterlich nahe fühlen, denn der reinliche Atem einer gesunden und edlen Persönlichkeit weht uns aus jeder Zeile an. Zanseat. Bücherbote

---

EUGEN SALZER VERLAG HEILBRONN